

# Daheim

mit der Jugendbeilage „Die Arche Noah“



Winzerin • Nach einer Originallithographie von Prof. Ferdinand Andri  
(Mit Genehmigung der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst, Wien)

Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7b. Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Anzeigen-Aannahme: Velhagen & Klasing's Anzeigenverwaltung, Abteilung Daheim, Leipzig C 1, Hospitalstraße 27 • Wöchentlich eine Nummer. Preis monatlich 2 G.-M., Einzelnummer 50 Pf., zuzügl. ortsüblicher Zustellungsgebühren





**Indanthren**

*Siehst Du, wie gut sich die Farben bei diesem Kleid gehalten haben?*

*Ja, dem hat die Sonne nichts geschadet!*

*Für helle, farbige Strand- und Sportkleider, farbige Wäsche usw. soll man stets indanthrenfarbige Gewebe nehmen, das lohnt sich immer. Wie oft musste man die Beobachtung machen, dass die Farben des erst vor kurzem gekauften Stückes schon nach wenigen Tagen verblassten oder in der Wäsche ausliefen. Die Freude an diesem Garderobestück verwandelte sich rasch in Aerger, das Geld war hinausgeworfen und eine neue Anschaffung notwendig geworden. All das lässt sich vermeiden, wenn anstatt unecht gefärbter Stoffe und Garne nur indanthrenfarbige Ware gekauft wird.*

*Ein farbiges Gewebe aus Baumwolle, Leinen oder Kunstseide, das den Einflüssen von Licht und Wäsche standhalten soll, muss indanthrenfarbig sein, denn dann ist es waschecht, lichteht, wetterecht!*

*Zuverlässige Bezugsquellen:*

*Indanthren-Haus Johannes Lauersen, Berlin W 9, Potsdamer Straße 10—11  
Filialen in: Steglitz, Schloßstraße 24*

*Charlottenburg, Wilmsdorfer Straße 32*

*Indanthren-Haus Frankfurt, G. m. b. H., Frankfurt am Main, Kaiserstraße 19*

*Indanthren-Haus Hamburg, G. m. b. H., Hamburg 36, Jungfernstieg 11—12*

*Indanthren-Haus Köln, G. m. b. H., Köln am Rhein, Hohestraße 156*

*Indanthren-Haus Leipzig, G. m. b. H., Leipzig, Rathausring 13*

*Indanthren-Haus München, G. m. b. H., München, Maximilianstraße 35—36*

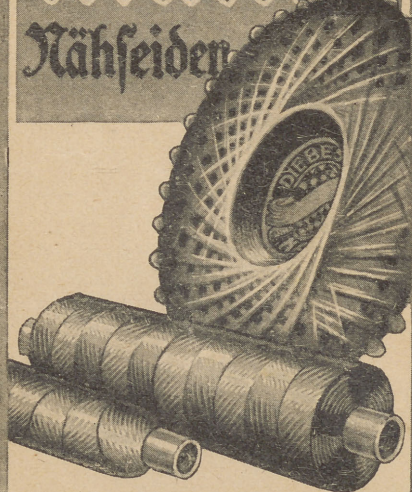
*Indanthren-Haus Stuttgart, G. m. b. H., Stuttgart, Königstraße 12*

*Indanthren-Haus Wien, G. m. b. H., Wien VII, Mariahilferstraße 74b*

*Verlangen Sie Muster. Bei Bestellungen von M. 20.— an portofreie Lieferung.*



**Gütermann's**  
Nähseiden



**Unsere Leser**

bitten wir, sich bei Anfragen und Bestellungen auf das „**Daheim**“ zu beziehen.

**STOFFE**

für **Anzüge, Paletot, Kostüme** usw. in reichster Auswahl. An sichere Käufer gegen erleichterte Zahlung. Abgepaßte Reste besonders preiswert stets lagernd. Musterkollektion 16 A franko gegen franko.

**Robert Bernh. Rössler, Tuchgroßhandlung, Spremberg (Lausitz)**

**Kauft Euren Kindern**



**Emmerlinge**

Der Chemiker sagt u. a.: Das Ergebnis der Untersuchung zeigt, dass „Emmerlinge“ durch den hohen Gehalt an Phosphorsäure und Kalk hervorragend die Knochenbildung fördern, daher idealer Kinder-Nährzwieback.

**Wir kennen keinen Husten mehr: Kaiser's Brust-Caramellen MIT DEN «STANNEN»**

das millionenfach seit 35 Jahren bewährte Mittel wirkt schnell u. sicher bei allen Erkältungen. 7000 Zeugnisse!

**Paket 40 Pfg. - Dose 90 Pfg.**

Zu haben in Apotheken u. Drogerien u. wo Plakate sichtbar.



Alleiniger Fabrikant: **Fr. Kaiser, Waiblingen-Stuttgart**, Fabrik medizinisch-diätetischer Präparate. Fabriken in Würzburg, Regenz, St. Margarethen und Prag.

**Musikinstrumente**

Harmonikas, Sprechapparate, Fabrikation. Katalog gratis. Niedrige Preise. Kroll-Schallplatten p. St. 1 Mk. Ernst Heß Nachf. Stammfabrik gegr. 1877 Klingenthal i. Sa. 19.

**Riessner-Öfen**

**RIESSNER-WERKE A.G. NÜRNBERG**



# Dahleim



64. Jahrgang. Nr. 1

1. Oktober 1927



1847 Reichspräsident von Hindenburg 1927  
 Gemälde von Franz Eribsch  
 Friedr. Otto Muhl



## Unser Hindenburg. Von General d. Inf. a. D. Litzmann.

Im Herbst 1873 bezog der stattliche und ernste, etwas bleiche Premierleutnant im 3. Garde-Regiment zu Fuß, von Benedendorff und von Hindenburg, die damals noch in einem haufälligen, alten Haus der Burgstraße untergebrachte Kriegsakademie. Ich hatte das Kommando ein Jahr früher angetreten; wir saßen also in verschiedenen Hörsälen. Aber ich sah ihn häufig genug, um ein bestimmtes Urteil zu gewinnen und zu fühlen: das ist ein über seine 26 Jahre hinaus gereifter Mann von festem, zielsicherem Willen, nicht verschwenderisch in liebenswürdigen Formen, aber denen, die sein Herz gewonnen haben, zweifellos ein treuer, zuverlässiger Freund. Er hatte in seinem stolzen Regiment bereits zwei siegreiche Feldzüge mitgemacht und bei Königrätz für unser Vaterland geblutet.

28 Jahre später wurde ich Divisionskommandeur in Colmar. Generalleutnant von Hindenburg befehligte schon seit einem Jahr die 28. Division in Karlsruhe, dem Sitz unseres gemeinsamen Generalkommandos. Dort sind wir uns öfter begegnet. Er galt als ein besonders tüchtiger Divisionsgeneral und stand beim alten Großherzog wie beim Erbprinzen in hohem Ansehen. Daß Hindenburg das höchste militärische Ziel — kommandierender General eines Armeekorps zu werden — erreichen würde, stand bereits fest.

In den nächsten Jahren entwickelte sich unsere militärische Laufbahn sehr verschieden. Hindenburg wurde 1903 kommandierender General des 4. Armeekorps und blieb in dieser schönen, verantwortungsreichen Stellung über acht Jahre. Seit 1911 lebte er als General der Infanterie z. D. in Hannover. Ich hatte schon 1905 als Generalleutnant und Direktor der Kriegsakademie den Abschied genommen.

Der Weltkrieg führte uns beide in die Armee zurück, mich als Etappeninspekteur im Westen. Als solcher hörte ich am 31. August 1914 den Namen Hindenburg preisen; er war durch den herrlichen Sieg bei Tannenberg mit einem Schlage berühmt geworden.

Mitte September übernahm Hindenburg den Befehl über die neugebildete 9. Armee, die in unmittelbarem Anschluß an das verbündete österreichisch-ungarische Heer durch Südpolen mit ihrer Mitte auf Zwangorod vorgehen sollte, während die Hauptmasse der Österreicher südlich der oberen Weichsel gegen und über den San zu operieren hatte. In tatkräftiger Offensive drang Hindenburg im Weichselbogen vor und veranlaßte den Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, sehr starke Kräfte vor der österreichischen Front weg nach Zwangorod und Warschau zu verschieben, auch frisch eintreffende sibirische Korps nach Warschau zu werfen. 60 Divisionen zog der russische Generalissimus zwischen Sanmündung und Warschau den dort stehenden 18 der beiden Verbündeten gegenüber zusammen. Über Warschau wollte er mit seiner Hauptkraft in Hindenburgs nördliche Flanke fallen, während die Front längs der Weichsel gefesselt wurde. Es war der erfolgversprechendste Plan, den der Großfürst jemals entworfen hat. Aber der Plan wurde unserem Hindenburg bekannt, der sofort seine Gegenmaßnahmen traf. Trotz der so ungünstigen Stärkeverhältnisse würde er westlich von Warschau den Sieg erfochten haben, wenn die Österreicher nicht ihren Gegner bei Zwangorod in großer Stärke über die Weichsel gelassen hätten. Die Lage war ernst, als ich mich am 22. Oktober in Radom beim Generaloberst von Hindenburg als neuernannter Kommandeur der

3. Garde-Infanterie-Division meldete. Aus seinen Anweisungen gewann ich den Eindruck einer wundervollen Ruhe und Gelassenheit und größter Klarheit und Festigkeit seines Willens. Ich war glücklich, unter einem solchen Feldherrn arbeiten zu dürfen. — Die Österreicher wichen auf Krakau aus, und die deutsche 9. Armee konnte unmöglich stehen bleiben. Hindenburg führte sie auf Czenstochau zurück, um sich die „Arme freizumachen und anderwärts wieder zuzuschlagen“.

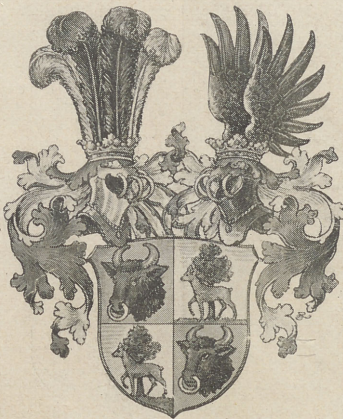
Gelegenheit hierzu bot sich im November 1914, als das russische Hauptheer — 4 Armeen mit 15 Armeekorps — sich durch Polen gegen unsere Provinzen Schlesien und Posen in Bewegung gesetzt hatte: die berühmte „Dampfwalze“, die, alles zermalmend, bis ins Herz Deutschlands fortrollen sollte. Frontaler Widerstand zur Abwehr der gewaltigen Übermacht versprach keinen Erfolg; nur der Angriff gegen die feindliche Nordflanke konnte helfen. Hindenburg war zum Oberbefehlshaber aller deutschen Streikräfte im Osten ernannt; er konnte aus Ostpreußen noch zwei Armeekorps zur Verstärkung der jetzt von Mackensen befehligten 9. Armee heranziehen. Mit seinen 5½ Korps sollte Mackensen den russischen Flügel bei Lodz umfassend angreifen, schlagen und dann die Russenfront von Nord nach Süd aufrollen. Der Plan Hindenburgs war ebenso genial wie kühn; er würde zum glänzenden Erfolg geführt haben, wenn die damalige Oberste deutsche Heeresleitung sich rechtzeitig entschlossen hätte, die Kämpfe bei Opatowitz abzubringen und Hindenburg einige Armeekorps zuzuführen. Die einzig dastehende Gelegenheit, den russischen Koloss vernichtend zu schlagen, wurde nicht ausgenutzt.

Im Februar 1915 schlug der nunmehrige Generalfeldmarschall von Hindenburg die Winterschlacht in Masuren. Sie war wie Tannenberg ein echter Hindenburgsieg, der durch beiderseitige Umfassung und Einkreisung des Gegners zu dessen Vernichtung führte. Mein 40. Referatskorps war stolz darauf, als rechte Klaue der „Hindenburgzange“ mitwirken zu können. Im August sah ich meinen Feldherrn in der von meinen Truppen erstürmten Festung Rowno. Und später bin ich in Pleß der gütig empfangene und kameradschaftlich ausgezeichnete Gast Hindenburgs gewesen. Das war unser letztes Zusammensein; durch seine Ernennung zum Chef des Generalstabes des Feldheeres war ich ihm ferner gerückt.

Am 28. August 1916 war die Oberste Heeresleitung in seine bewährten Hände gelegt worden. Wenn es doch gleich zu Anfang geschehen wäre!

Seit Bismarcks Tod ist unser Hindenburg der größte, treueste und tüchtigste Deutsche. Heute blicken wir zu ihm, unfrem Reichspräsidenten, in tiefer Verehrung auf und erkennen mit Genugtuung, daß die große Mehrheit des deutschen Volkes aus den verschiedensten politischen Lagern ihm Ehrfurcht und Vertrauen zollt.

Ich schließe mit den vor acht Jahren geschriebenen, noch immer gültigen Worten am Ende seines herrlichen Buches „Aus meinem Leben“: „Ist erst der nationale Gedanke, das nationale Bewußtsein wieder erstanden, dann werden für uns aus dem großen Kriege, auf den kein Volk mit berechtigterem Stolz und reinerem Gewissen zurückblicken kann als das unsere, solange es treu war, sittlich wertvolle Früchte reifen.“ In dieser Zuversicht baut Hindenburg auf uns alle und besonders auf dich, deutsche Jugend!



Das Wappen derer von Benedendorff und von Hindenburg.

## Aus dem Leben der Familie Hindenburg.

Von Hans-Eberhard von Besser.

Wieder einmal tönt der Name Hindenburg durch die deutschen Lande, ein erzener schwingender Haß, ein Klang des Stolzes, der Freude, ein Klang gläubiger Hoffnung. Des Stolzes, weil mit diesem Namen die Erinnerung an die Ruhmestaten des feldgrauen Volksherrn wieder wach wird, der Freude, weil in dieser an erhebenden

Augenblicken so armen Zeit ein Hindenburg Führer der Nation ist, der Hoffnungsgläubigkeit, weil durch sein bezwingendes Vorbild der Gedanke lebt, daß doch einmal alle Deutschen sich zu innerer brüderlicher Gemeinschaft zusammenfinden. Fern im Westpreußischen, im Kreise Rosenberg, haben die Kriegervereine dem greisen Marschall zum 80. Geburtstag eine schöne Ehrengabe bereitet, das alte Stammhaus der Familie von Hindenburg, Schloß Neudeck, soll dem Reichspräsidenten zum Geschenk gemacht werden. Neudeck, jenes schlichte, giebelgeschmückte Herrenhaus, das Jahrhunderte der Mittelpunkt des Hindenburgischen Familienlebens gewesen ist. Jenes alte Gutshaus, das Generationen beherbergte, auf dessen Treppen und Gängen, in dessen Winkeln und Nischen die Hindenburgische Familiengeschichte raunt und



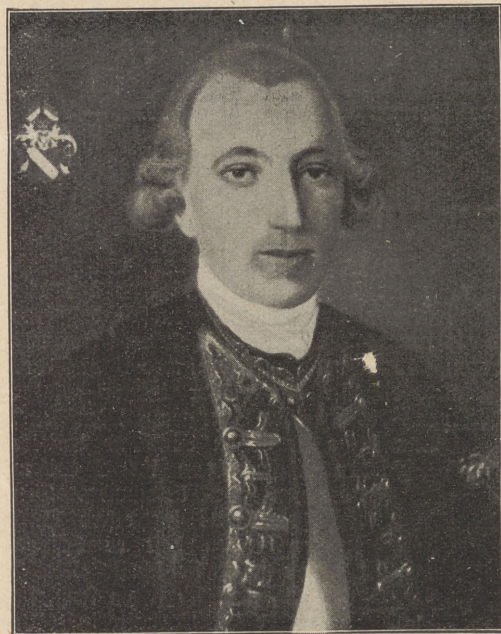
flüstert. Dieses Haus hat seine Geschichte, die widerklingt in dem Rauschen der Kronen uralter Bäume.

Ich blättere in vergilbten Familienpapieren und allerlei Beziehungen zu dem Hindenburgschen Geschlechte finden sich.

Im Jahre 1783 heiratete Marie Amalie von Beneckendorff und von Hindenburg in zweiter Ehe den Major Ehrenreich Wilhelm von Besser zu Graudenz.

Sie war eine Schwester Johann Otto Gottfried von Hindenburgs, dem die Güter Neudeck, Keimfallen, Perscheln und Limbsee gehörten, des Urgroßvaters unseres Feldmarschalls. Eine Schattenzeichnung liegt vor mir: in einer Laube am gedeckten Teetisch sitzt Anna Marie, neben ihr steht die straffe, aufrechte Soldatengestalt ihres Gatten, den

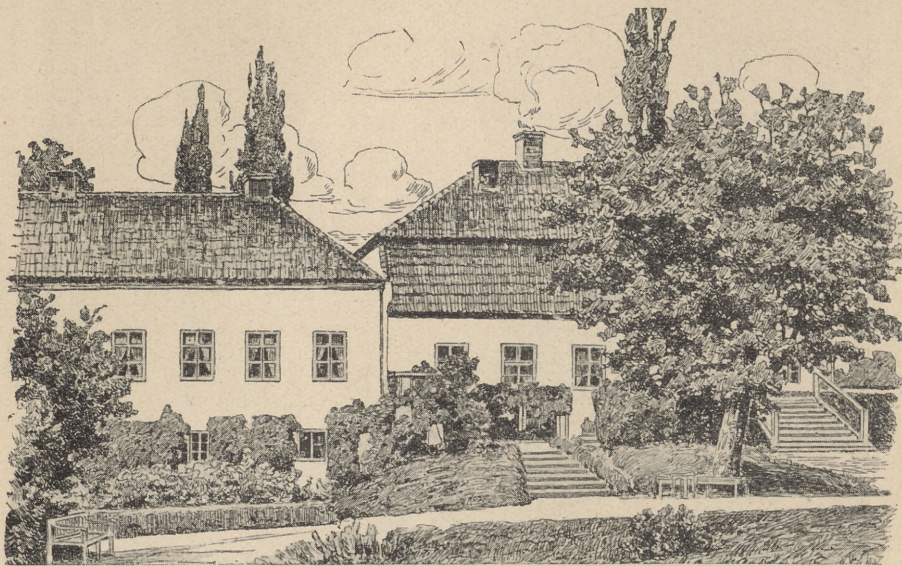
Zopf steif im Nacken, die Tabakpfeife in der Hand. Anna Marie soll eine kluge Frau von Takt und großem Feingefühl gewesen sein. Lange betrachte ich das eigenartige Bildnis, den Teetisch, gewiß hatte man handgemalte Tassen, einen silbernen Kuchenkorb in der einfachen und glatten Form jener Zeit, vielleicht eine



Ehrenreich Wilhelm von Besser.

rubinfarbene Zuckerschale auf gedrehtem Silberfuß. Besser, der spätere General und Ritter des Ordens Pour le mérite, besaß viel an dieser Lebensgefährtin. Besonders viel war sie ihm in den Unglücksjahren 1806/7, als er auf schwerem Posten stand. Gemeinsam mit dem Gouverneur Courbière verteidigte er als Kommandant die unbezwingbare Festung Graudenz. — Im Besserschen Hause in Graudenz war häufig eine Tochter des Neudecker Gutsherrn, der jedoch damals meist in Limbsee wohnte, zu Besuch. Wilhelmine von Hindenburg war gern bei ihrer Tante, denn dort verkehrte der junge Leutnant Karl Wilhelm von Besser als täglicher Tischgast. Eines Abends, man bewunderte gerade die Miniaturen einer Vitrine, die damals die große Mode waren, schenkte der Zufall den jungen Menschen einen Augenblick des Alleinseins. Die Kerzen auf dem Kaminsims streuten ihr goldenes Licht von den hohen Leuchtern herab in den dämmerigen Raum. Da neigte sich der junge Offizier über Wilhelmine von Hindenburg und ihre Seelen klangen ineinander. Wilhelmine liebte, wie sie später erzählte, Besser heimlich schon drei Jahre.

Einen idealeren Schwiegervater als J. O. Gottfried von



Der Hindenburgsche Stammsitz, Haus Neudeck bei Freystadt in Westpreußen.

Hindenburg gab es nicht, er dachte nur an das Glück seiner Kinder und wo er nur konnte, bereitete er in seiner warmherzigen und gütigen Art Freude. Als sein Schwiegersohn wieder einmal in Limbsee weilte, trat er in das Zimmer, knöpfte schmunzelnd seinen Leibrock mit den blanken Knöpfen auf und deutete auf seine geblühten, seidene Weste: „Sieh mal, mein Lieber, welche La-

sten ich trage, wie behangen ich bin,“ rief er vergnügt. Er meinte damit die verschiedenen Uhren, die er an der Knopfreihe befestigt hatte. Er wählte die schönste aus, eine goldene Uhr mit Edelsteinen besetzt und auf der Rückseite mit einem Frauenbild geschmückt und überreichte sie ihm als Geschenk. Hindenburg bewog auch seinen Schwiegersohn, den Soldatenberuf aufzugeben und Landwirt zu werden, er setzte ihn als Gutsherr in dem nahe gelegenen Brausen ein, eine Meile von Neudeck. Wilhelmine wurde eine prachtvolle Landfrau und ihren acht Kindern eine aufopfernde Mutter, die ihre fünf Söhne zu echten deutschen Männern erzog.

Ich blättere weiter in den Papieren, die Jahre gehen dahin, ein Bruder Wilhelminens erhielt Limbsee, der andere, Otto Ludwig von Hindenburg, Neudeck. Fest hielten die Familien zusammen, immer bleibt Neudeck der Mittelpunkt.

Wilhelmine wird verhältnismäßig früh Witwe und bewirtschaftet als echte Landedelfrau mit dem jüngsten Sohne das Gut Brausen weiter. Aufmerksam betrachte ich das Bild Wilhelminens in Krinoline und Sammetmantille, vergleiche das stille, lebensdurchreifte Frauengesicht mit den Zügen des Marschalls, das sind die gleichen Linien, das ist das gleiche, ruhige, ernste Auge. — Nachdenklich greife ich nun zu der alten, ledergebundenen Familienbibel, die ihrem ältesten



Wilhelmine von Besser-Brausen, geb. von Hindenburg.



Sohne von einer Tante Hindenburgs geschenkt wurde. Fein, wie gestochen, findet sich folgender Eintrag: „Zum 4. Okt. 1832, den neuverbundenen Lebensgefährten Herrmann und Minna in Liebe, mit dem innigen Wunsche gewidmet, es möge dieser köstliche Hausschatz Gottes Segen in ihr Haus und Leben bringen. Eleonore Hindenburg.“

Das Christentum war für die Hindenburgs keine Sonntagsangelegenheit, es wurde praktisch im Alltag ausgelebt, eine Eigenschaft, die wir auch bei unserem großen Hindenburg immer deutlich erkennen.

Ein Brief vom Juni 1835 aus Brausen fällt mir in die Hände, der so recht zeigt, wie es in Neudeck zuging. Eine froh bewegte Braut schreibt: „Freitag acht Uhr morgens machten wir eine allerliebste Fahrt nach Neudeck. Onkel Hindenburg hat wieder einen Gutstaus abgeschlossen, dessen vorteilhafte Bedingungen ihn heiter stimmten und nicht vergessen ließen, mir einen Gruß an Dich, meinen zukünftigen Herrn und Gebieter, aufzutragen. Nun wurde mir auch geraten, bald an einem Pantoffel zu arbeiten, welches ich auch versprach und ihn so groß zu machen verhieß, daß ich immer



Bildnis des Generals E. W. von Besser und seiner Gemahlin Anna Marie, geb. von Hindenburg. (Schattenriß auf einer Marmorplatte im Besitz der Familie von Besser.)

darunter Platz hätte. Ich hoffe auch, daß mir die Luft dort nie zu eng werden wird, denn mein geliebter Heinrich wird mir auch zuweilen einige Freiheit schenken. Im übrigen bereitete unser Ankommen viel Freude, und wenn fünf junge Mädchen zusammen sind, werden sie es gewiß nicht an Munterkeit fehlen lassen, besonders wenn sie sich einstimmig dazu aufgelegt fühlen und von zwei Vettern unterstützt werden.“ — Ein anderer Brief (aus Neudeck) von einem „losen“ Neffen geschrieben,

sagt, daß der Onkel ein Schlägelchen nach dem anderen bekomme, aber sonst wohl auf sei, daß wieder eine Reihe alter Tanten zum Dauerbesuche erschienen wäre, sie widmeten sich ihren Tadeln mit großer Sorgfalt und seien auf das Wohl ihrer gut genährten Lieblinge, die unter ihrer persönlichen Obhut erzeugt, sehr bedacht.

Noch einen letzten Blick werfe ich auf das Neudecker Herrenhaus mit seinem Giebel, der einfachen Freitreppe, dann lösche ich meine Lampe. Dunkel ist es über den Papieren, draußen steht die Nacht. Vielleicht wird man im Volksmund einmal sprechen vom Alten von Neudeck. — Lange schaue ich in die Sterne.

## Ann Tizia Leitich, die Verfasserin unseres neuen Romans.

Sie ist eine Wienerin wie ihre Heldin Ursula. Sie ist in der Kaiserstadt an der Donau wohl nicht „Ann“ gerufen worden, als sie 1896 zum erstenmal im Kinderwagen durch den Prater gefahren wurde, sondern ihr Vater und ihre Mutter werden sich über das rosige Etwas, das da zwischen Spitzen und rosa Bändchen lag, gebeugt und weich und wienerisch „Annie“ oder „Annerl“ geflüstert haben. Aber das Leben nahm, während sie aufwuchs, Wien viel von seiner Weichheit, nahm ihr Spitzen und Bänder und schmiedete aus dem schwebenden „Annerl“ eine harte „Ann“. Brot verdienen hieß es. Ann Tizia Leitich mußte zupacken, wenn sie nicht zermahlen werden wollte. Sie ging auf die Universität, studierte Anglistik, wurde Lehrerin. Sie liebte ihr Wien, aber ihr Wien wandelte sich. Kriegszeit — Nachkriegszeit. Es ging ihr wie ihrer Ursula, sie zerbrach innerlich; sie sehnte sich heraus aus der Heimat, die nicht mehr die alte war. 1921 bot sich ihr Gelegenheit, als Dienstmädchen nach Chicago zu gehen. Sie ergriff sie, wie Ursula sie ergreift. Zum Entsetzen ihrer Verwandten zog sie in die große Ungewißheit, die ihr die goldene Zukunft war. Zwei Jahre blieb sie drüben verschollen, sie schufte sich durch das Riesenland, durch die Städte der Rücksichtslosigkeit. Niemand wußte, wo das Annerl Leitich steckte.

Da tauchte 1923 zum erstenmal ihr Name in der „Neuen Wiener Presse“ auf; er stand unter blühenden und sprühenden

Artikeln über das Leben jenseits des Ozeans, unter Aufsätzen voll überraschender Ursprünglichkeit. Und die das Annerl Leitich einst gekannt hatten, entsannen sich, daß jene Ann Tizia schon als junges Ding gern geschrieben hatte, daß ihr mancher geraten, sie solle veröffentlichen, was ihrer Feder entströmte, daß sie dann aber immer gesagt:

„Wozu — es schreiben schon genug Menschen.“

Nun hatte sie diesen Einwand beiseite schieben müssen, denn ihr Schreiben hatte einen Zweck bekommen. Den Auffäßen folgte ihr erstes Buch „Amerika, du hast es besser“.

Dann faßte sie schriftstellerisch auch im Reich festen Fuß, sie wurde Mitarbeiterin der Deutschen Allgemeinen Zeitung, des Tag, des Berliner Lokal-Anzeigers und anderer Blätter. Über die Staaten schrieb sie, über die Städte der Wolkenträger und über die Menschen in ihnen. — Nun ist ihr erster Roman da, und wir bringen das Werk unsern Lesern.

Ursula entdeckt Amerika wie Ann Tizia Leitich es entdeckt hat — mit hartem Kampf, mit heißem Wollen und bitteren Schmerzen. Ein wenig ist dieser Roman Tagebuch, er schildert Gesehenes, Erlebtes. Er läßt uns in das

Amerika blicken, das uns sonst fremd bleibt: in die Familie, die Küche, die Schule, in die Vermittlungsbüros, das Haus der Zimmervermieterin, den Palast der Versicherungsgesellschaft, in die Villa des Millionärs, den Landsitz im Wildwest, das Bad in Conney Islands, in das hupende Auto und das Heim des Honigmondes.





# Ursula entdeckt Amerika

Roman von Ann Lizia Leisich

## 1. Die Einwanderer.

Drei Tage hatte der Februarsturm gedauert. Aber nun flaute er ab. Noch immer stieg und sank das Schiff, reitend auf den schaumgekrönten Wogen. Jedesmal, wenn es sich vornüber neigte, sprühte die Salzflut über die Bordwand. Aber es war nicht mehr dieses furchtbare Schaukeln, das die Eingeweide aufwühlte. Man näherte sich der Küste, der verzehungsvollen. Man hoffte wieder. Alles was kam, war ja auf Hoffen aufgebaut.

Da rissen die Wolken auch entzwei, das Blau des Meeres vermählte sich dem Blau des Himmels, das Schiff flog über die beruhigten Wellen.

Morgen um sieben Uhr früh sollten sie dort sein! In Amerika! Im gelobten Land, im herrlichen Land, im reichen Land!

Ursula hatte den Hut abgenommen und ließ sich vom Küstenwind ihr Haar zerzausen. Ein seltsames Haar war es; in dunklen Lockenbiegungen schimmerten rötliche Lichter. Alle Frauen ihrer Familie hatten dieses Haar, vielleicht weil ihre deutschen Ahnen jahrhundertlang am welschen Abhang der Tiroler Berge gesessen hatten.

Sie stand vor dem kleinen Laden des Barmixers und sah zu, wie der Mann eben ihren letzten Dollar pfeifend und achtlos einsteckte und ihr dafür drei Orangen hinschob, die sie in die weite Tasche ihres gestickten schwarzen Samtmantels fallen ließ, der einst, in einer anderen Zeit, ihrer Mutter blendend weißes Abendkleid gewesen war.

Ihren letzten Dollar sah sie nach, dem allerletzten und dabei kam ihr wehmütig zum Bewußtsein, daß sie jetzt nur noch die zweihundert Dollar Schulden besaß, die ihr von den Leuten, denen sie sich zur Arbeit verpflichtet hatte, zur Reise vorgestreckt waren.

Niemand wußte es zu Hause, wie sie hinüberging; sie glaubten, sie habe eine Stellung als Gouvernante angenommen. Aber was lag daran — es war ein Durchgang, ein Tunnel, an dessen anderem Ende sie gewiß irgendwo ins Licht hinauskommen würde. Sie war aus dem Gefängnis ihres armseligen Daseins entwichen. Die Welt gehörte nun ihr, die Welt, die weite Welt.

Ursula lächelte.

Zum ersten Male nach langer Zeit ein Lächeln aus dem Herzen heraus, ein Lächeln des Triumphes darüber, daß sie die Grausamkeiten ihres Schicksals mit einem kühnen Entschluß hinter sich geworfen hatte.

Die letzten Jahre waren für sie eine einzige dunkle Strecke gewesen. Ihren Vater, den österreichischen General, hatte der Umsturz zum Proletarier gemacht. Er war nicht mehr aus dem Haus gegangen und langsam dahingefiebt. War schon seine Krankheit und sein Tod bitter gewesen, so war es dann noch viel bitterer gekommen. Der uralte Familienbesitz im deutschen Südtirol blieb endgültig verloren, und die farge Pension der Mutter kam ungewiß und unregelmäßig. Es war ein Hinabsinken ohne absehbares Ende.

Und mitten in dieser Ede das unsagbare Weh ihres Herzens, all das Weh ihrer Liebe, das Weh des Entsagenmüssens, all das Leid, das sie um Bertie litt und das tiefere Wunden riß, als alles andere.

Heraus hatte sie wollen, heraus um jeden Preis!

Als sie von ihrem Entschluß, nach Amerika zu gehen, erzählte, hatten die anderen den Kopf geschüttelt; manche hatten sie beneidet, andere ängstlich gewarnt. Aber sie hatte sich nicht gefürchtet, vielmehr war es doch richtig gewesen, was der Kari, der lange Legationssekretär, Wiens elegantester Tänzer, ihr gesagt hatte: „Diese Rasi“, Baronin, die Sie in jeder Linie haben, wie kommt die zu diesem Durst, dieser Energie im Wollen; das ist ja beinahe proletarisch.“

„Ich hab' sie gar nicht, die Energie. Ich sitz' da und laß' mir von Ihnen den Hof machen, obwohl Sie mir ganz gleichgültig sind,“ hatte sie ihm lachend in gutem Schönbrunnerisch geantwortet, diesem leicht gefärbten Österreichisch-Deutsch, das die Sprache der Aristokraten war.

Ach der Kari, die Mama, Wien — — Und sie war einen Tag vor Neuyork — eine Auswanderin.

Der Mixer schwachte, nur halb hörte Ursula seine Worte.

„Ja,“ er sprach bedächtig-wichtig, während er mit Limonaden und Orangenaden hantierte, „wissen Sie, wie man Amerika nennt? Das Land der gebrochenen Versprechen. Und das ist es auch, wahrhaftig, das Land der gebrochenen Versprechen. Was wollen Sie denn eigentlich in Amerika machen? Sie wollen doch nicht immer Dienstmädchen bleiben?“

Ursula wußte nicht, was sie antworten sollte, konnte. Sie hatte es aufgegeben, darüber nachzudenken. Sie wollte auch jetzt nicht an die Zukunft denken, die dunkel war und doch voll Hoffen. Froh war sie, daß ein sprudelnder Sopran mitten in die Gruppe sprang: „Morgen sind wir dort, nicht wahr, Mister, in Amörrrika?“

Und die lange blonde Luise, die lustige Münchnerin, auch eine der zwanzig gleich ihr Verkauften, schwang ihre Kappe dem Mixer unter die Nase.

„Weiß sie eigentlich, was ihr bedorsteht?“ flüsterte es an Ursulas Ohr. Ursula wandte sich und sah dem Mädchen in die Augen, dessen Auftauchen zwischen den Auswanderern jedesmal nicht anders aussah als ein Infognitospaziergang einer Fürstin; sie war so anders, als die Frauen hier. Etwas Kühnes und Alarwollendes war in ihrem Wesen, das von vornherein jeden Gedanken an eine Schwäche von sich wies, der dieses Geschöpf unterliegen könnte. Sie kannte das Land dort drüben schon, dies unbekannte . . .

Ursula wollte antworten, fragen, sprechen mit dieser Selbstsicheren, aber da war das Kameengesicht der Fremden schon wieder verschwunden.

Der Abend fiel. Der Gong zum Nachtessen verklang: Ursula wollte ihn nicht hören. Allein sein, jetzt, den letzten Abend auf dem deutschen Schiff, das war ihr Wunsch. Sie setzte sich in einen Winkel und ließ die Dämmerung wie einen Mantel um sich fallen. Wo den ganzen Tag grolle Stimmen gewesen, war nun Dunkelheit und wohlthuende Stille.

Ein Lichterbündel zeigte sich am Horizont, wurde größer. Es war ein Schiff; ganz nahe fuhr es vorüber, in weißes Licht getaucht, spielend überholte es den kleineren Kameraden.

„Der Leviathan,“ sagte irgendwo eine nüchterne klare Stimme, „in ein paar Stunden dockt er in Neuyork.“

Ursula sprang auf und lehnte sich über die Bordwand. Der Leviathan? Dort drüben also fuhr Richard Berthelen zurück nach Amerika, dort drüben auf dem wandelnden Strahlenturm, in Glanz, in Lust. Auch sie hätte dort drüben sein können.

Wie lange war es her? Sechs Wochen — acht Wochen? Da hatte sie in Wien dem Amerikaner mit den klaren Augen und dem weißen Haar den Hundertdollarschein, den er ihr zugesteckt hatte, auf der flachen Hand zurückgegeben. „Sie machen mir die größte Freude, wenn Sie sich irgend etwas dafür kaufen, was Ihnen Vergnügen macht,“ hatte er ihr gesagt. Sie aber hatte müde den Kopf geschüttelt. „Mir macht nichts Freude; gar nichts; es gäbe nur eins, aber das gibt es auch nicht mehr; alles andere ist Begraben und Sich-ängstigen, daß es noch ärger kommt.“

Er hatte ein paar Züge aus seiner billigen Pfeife gesogen, diese bedächtig aus dem Mund genommen und gesagt: „Bilden Sie sich doch etwas nicht ein. Das Schwere wird vorübergehen für Sie, alles geht vorüber. Glauben Sie, Kind, das Leben ist schön; auch Sie werden das wieder glauben lernen. Nur auf uns kommt es an, aus dem Leben etwas zu machen.“

„Ich noch an Freude im Leben glauben?“ War es ihr damals durch den Sinn gegangen. „Ich? Nein. Aber wie soll dieser mich verstehen. Er weiß ja, — nichts von Bertram.“

Wie war sie doch an diesen Amerikaner gekommen? Richtig: — Der Hofrat Tischler hatte erzählt, daß der Millionär Berthelen eine Sekretärin suche, aus bester Familie müsse sie sein. Sie hatte sich unter vielen anderen gemeldet. Nicht, weil sie gerade damals erwog, wie sie etwas verdienen könne, sondern weil sie sich seit Tagen und Nächten über etwas unendlich Größeres und Wichtigeres den Kopf zerbrach, daß er schließlich fast so schmerzte wie das Herz über die Frage, wie das Leben überhaupt noch weiter zu ertragen sei. Alle Fähigkeit dazu schien ihr genommen, seit Bertie aus ihrem Leben verschwunden war. Sie hatte tagelang das Bett nicht verlassen, nur widerwillig etwas von dem Essen genommen,



das die Mutter vor sie hinstellte. Sterben? Nein, sie wollte nicht sterben; aber sie wußte auch nicht, wie weiter leben. Als sie dann im Nebenzimmer die Stimme Tischlers hörte und seinen Vorschlag, war sie aufgestanden und hatte sich angezogen.

Amerika — das Unbekannte, Niegesehene — das würde anderes Leben bringen, Bewegung, neue Menschen und Arbeit. Da würde man vielleicht vergessen können. Vielleicht. —

Dann war es freilich weder Amerika, noch war es Arbeit geworden. Nach zwei Tagen, während deren sie einige Briefe für ihn geschrieben und mit ihm Tee getrunken, hatte ihr Berthelen sachlich und geschäftsmäßig gesagt, daß er eigentlich eine ausgezeichnete Sekretärin hätte, was ihm fehle, sei ein Sweetheart, ein Mädchen, das ihn liebe.

Da war sie gegangen, still, stumm. —

Zu Hause war sie auf einen Stuhl gesunken, ganz gebrochen. In ihrem Innern hatte nur ein Name Platz: Bertie. Nur er — kein anderer. Und dieser Name war entrückt. Was nun? Sie wollte nicht in Wien bleiben, sie konnte nicht. Sie mußte heraus. Aber wie — wie. Da war ihr im Grübeln eingefallen, daß sie aus ihrer zweitägigen Dienstzeit bei Berthelen die Adresse der Mrs. Zemeier hatte. Diese Frau, eine gebürtige Wienerin aus der Vorstadt, lebte seit fünfundzwanzig Jahren in Chicago; sie war jetzt zu Besuch bei ihren Verwandten und hatte die Erlaubnis, bei ihrer Rückreise Mädchen nach Amerika mitzunehmen, denen die Einreise gestattet wurde, wenn sie sich als Dienstmädchen verpflichteten.

Das war ein Weg. Und Ursula war ihn gegangen; sofort, so wie sie war, ohne einen Blick in den Spiegel zu werfen, hatte sie Mrs. Zemeier aufgesucht. Während diese in einer losen Hausbluse gesprächig ihr gegenüber saß, hatte sie die Hände im Schoß verborgen, daß man ihre schlanke Gepflegtheit unmöglich bemerken konnte. Und hatte dann dieser Hände Arbeit nach dem reichen Amerika verkauft.

So war es gewesen — so.

Den Kopf stützte Ursula in die Hände. „Bertie,“ sagte sie leise. Und sah dem leuchtenden Riesenschiff nach, das in der Tiefe der Nacht entschwand.

Der Morgen brachte schaukelnde Fischerboote; mit dem Landen hatte es jedoch noch seine Weile, und es verbreitete sich die Kunde, daß man nicht nach Newyork, sondern nach Boston fuhr. Worte wie „Typhus“ — „Quarantäne“, die unmöglichsten Gerüchte flogen durch die Luft.

Diese Atmosphäre war so recht das Element der zu ihren Schülflingen heruntergestiegenen „Gnädigen“. Das Aufzählen und Aufblasen unangenehmer Nachrichten, in die sie etwas von dem Reiz des Grauens mischen konnte, war ihr hoher Genuß. Diese „Gnädige“ war Mrs. Zemeier. Sie fühlte sich als Petrus, der zwanzig armen Seelen den Himmel Amerika öffnen durfte, einem Höhepunkt ihres Lebens nahe; der kam an sie heran mit fett überschriebenen Zeitungspalten, mit sinnig gestellten Gruppenbildern, die ihre behäbige Fülle inmitten glücklich lächelnder Mädchen durch alle Blätter Chicagos tragen sollte. Tag und Nacht sah sie diese Zeitungspalten, diese Gruppenbilder vor sich und plußterte sich zu noch größerem Umfange auf.

Der Schiffsarzt wurde für die letzte Inspektion erwartet und alle waren sehr aufgeregt. In diesem Augenblick sah Ursula plötzlich Dalia wieder; jene Unbekannte, die hier und da selbstsam zwischen den Auswanderern auftauchte. Mrs. Zemeier drängte sich an sie heran. Da wußte Ursula, daß das Gerücht wahr sein mußte, das über Dalia umlief: sie sei eine amerikanische Journalistin, die diese Fahrt mitmache, um unter den Auswanderern Studien zu machen.

Wer weiß etwas über uns Arme, dachte sie bitter.

Am Nachmittag ankerte das Schiff vor dem schönen, alten Hafen von Boston. Land weitete sich im Bogen, amerikanisches Land. Die graue Masse der Häuser, über denen jener Dunst schwebte, der die Stadt verrät, war von einzelnen frühen Lichtern durchglüht. Gruppen winterlicher Bäume und Schneefelder umgaben sie, kein Berg, kein Hügel. Aber eine Brise, stählern und köstlich erfrischend, wehte vom Ufer herüber über das Deck.

Ursula stand an die Schiffswand gelehnt, die Hände wie Scheuklappen an die Wangen gelegt, um nicht sehen und hören zu müssen, was um sie vorging; um mit ganzen Sinnen dies Land in sich hineintrinken zu können; dies lockende und mächtige, wunderbare und — wie sie dunkel ahnte — harte Land.

Aber es hieß noch eine Nacht in der Kojе verbringen, denn drei Schiffe waren vor der „Blücher“ abzufertigen. Die erste und zweite Klasse standen schon leer; ihre Passagiere waren noch abends ans Land befördert worden. Die Auswanderer mußten warten.

In kalter Morgenfrühe legte dann ein kleines Boot am Bauch des Schiffes an, zwei Herren und eine Dame in kurzem Waschbärpelz entstiegen ihm. Eine Amerikanerin! Die geduckten und verflachten Frauen des Ostens blickten scheu zu ihr auf, machten ihr ehrerbietig eine Gasse.

Die amerikanische Sanitätskommission! Es stand also eine neue Untersuchung bevor, die schicksalsschwerste, denn diesmal bedeutet es Amerika oder nicht Amerika, Leben oder Tod. Die armelige Menschenfracht erschauerte. Willig ließen sich die Leute von den Stewards in eine lange Reihe paffen, die Blusen herunterstreifen — die Männer waren am rückwärtigen Deck. Wie Erzengel mit feurigen Schwertern stand vorn am Beginn der Reihe das Tribunal, der Arzt und die Kommissarin im Pelzmantel. Die arbeiteten mit zur Routine erstarrter Sachlichkeit. Er fuhr mit einem spitzen Instrument unter das Augenlid und stülpte es um, blizschnell. Prüfung auf Trachom. Und nun der nächste. Nur keinen Augenblick ungenügt zu Boden fallen lassen! Vom Arzt taumelten sie vor die Kommissarin, die ihnen über das Gesicht und den halbentblößten Körper mit einem Riesenvergrößerungsglas unter einer weißglühenden Flamme elektrischen Lichts fuhr, das in die Augen wie mit Messerspitzen stach. Blind torkelten sie aus ihren Händen in ein Dunkel, das rote Zungen durchsuchten. So wurde dem Ungeziefer nachgespürt.

Hier und da wurde eine aus der Reihe gerissen, sie war verdächtig, wurde zur näheren Untersuchung in die Isolierkabine am Ende des Schiffes gebracht, wo man bald Weiber heulen hörte, eintönig und ins Mark reizend, wie verwundete Hunde. Sie fürchteten oder erfuhren das Urteil: Zurück! Deportierung! Mitleidslos zerhieb das Urteil menschliche Bande.

Nachher hieß es wieder stundenlang warten, dann ein Befehl, ein lächerlicher Befehl: Alles Gepäck gut verschlossen auf den Bettstellen unten zurücklassen. Nun ein Rennen, ein Stoßen, ein Ziehen.

„Was ist denn los?“

„Wir gehen ans Land. Das Schiff ist da, uns abzuholen.“

„Wo? Was? Welches Schiff?“

O, wogu viel fragen? Land, ans Land! Hört ihr denn nicht, endlich! Und man rannte, wohin alle rannten. Hinauf über die Brücke durch die verlassen Gebiete der ersten und zweiten Klasse. Kein Blick der vielen, Elenden fiel in das Halbdunkel der Brunkräume. Denn hier, an der Seite des Ozeandampfers, hingeschmiegt wie ein dienstbereiter Zwerg, lag das kleine Boot, das sie zu Lande bringen sollte. Auf einer schmalen Leiter stiegen eben die ersten hinunter. Von rückwärts drängte es nach und von vorne zurück, um etwas Ellbogenfreiheit zu bekommen. Böse Worte flogen durch die Luft; Blicke voll Haß und Neid stießen aneinander wegen ein paar Metern Vorsprung auf dem Wege zum neuen Land. Haß und Neid machten diese Gesichter noch häßlicher, in die Kampf und Mißmut, Enttäuschung und Fron tiefe und unschöne Falten gegerbt hatte; aus denen die Augen stumpf oder lauernd blickten, als gälte es beständig eines Feindes gewärtig zu sein; auf denen jetzt neben angstvollen Fragen ein schwacher Glanz der Hoffnung lag, der aus dem tiefsten, von der Häßlichkeit ihres Lebens unberührten Inneren kam.

Viele dunkle Augen und Gesichter, wenig blaue und helle.

„Was macht Amerika mit all diesen namenlos schmutzigen, nahezu analphabetischen Menschen?“ Fragend wandte sich Ursula zu Dalia, die neben ihr stand, entschlossen, diese ganze letzte Phase mitzumachen.

Dalia lächelte: „Sie haben ja eine Intelligenzprüfung durchgemacht.“

„Eine Lesepriifung wohl nur, eine Massenaffäre wie alles übrige. Was in aller Welt fängt Amerika mit ihnen an?“

„Es macht Menschen aus ihnen, Amerikaner. Oder zumindest bemüht es sich, sie dazu zu machen.“ Dalia sagte dies sehr ernst und sehr bestimmt und sah dabei Ursula mit ihren klaren grauen Augen an.

Über eine Stunde schon standen sie in der Reihe. Ursula war mit der Zeit schweigsam geworden; sie war sehr blaß. Um nicht umzufallen, trat sie fortwährend von einem Fuß auf den andern. Es war ihr todübel.





Herbstblumen. Gemälde von Ignaz Gebhardt.

Dalia sah es: „Stützen Sie sich doch auf mich, jetzt dauert es nur noch ein paar Minuten.“ — Mit leisen Worten suchte Ursula ihre Schwäche zu erklären: „Ich kann den Dunst dieser Menschen nicht aushalten, warum wirft man mich mit ihnen zusammen. Ich hasse sie, ich — — —“

Dalias Arm legte sich um sie: „Ruhe! Mein Gott, was steht Ihnen bevor, wenn Sie so sind. Schauen Sie doch lieber, wie lustig es ist, wenn diese grotesk angezogenen Leute zwischen Himmel und Wasser balancieren. Die überfährt ins Paradies! Ich wollte, ich könnte malen, das wäre besser als schreiben. Und da unten diese irische Blaujacke mit der roten Nase, ein moderner Charon, ein amerikanischer Charon. Das ist es! Hurra, ich hab' einen Titel!“ Und wieder Ursula stützend, sagte sie: „Lassen Sie mich nicht vergessen, Ihnen meine Adresse zu geben, vielleicht brauchen Sie mich — ich hab' ein bißchen Angst um Sie.“ —

Auch jetzt noch war es nicht der Kontinent, auf dem man landete, sondern eine der Inseln rund um den Hafen. Wieder dasselbe planlose Warten, wieder eine Nacht in einem Massenschlafraum; Hunderte von Betten in einem Saal, drei, vier übereinander. Keine wirklichen Betten, bloß Segeltuchmatten. Für je zwei Säle ein Waschraum, rinnendes Wasser, Hahn an Hahn, zwanzig und mehr.

In der namenlosen Einsamkeit dieser blanken Riesenwände, dieser schwappenden Menge suchte Ursula nach Dalia. Aber der Erdboden schien sie verschlungen zu haben und fast zweifelte Ursula daran, daß diese junge Amerikanerin wirklich ein Geschöpf aus Fleisch und Blut gewesen. —

Am nächsten Tag war Bad und Desinfektion. In der bitteren Februarkälte stand man vor einem der vielen weißen Häuser. Drinnen in einem kleinen Raum Weiber und Kinder in allen Zuständen des Ausgezogenseins. In einer Ecke ein



Berg Säcke. Jede nahm einen Sack und preßte Kleider, Schuhe und Hut hinein, für die Desinfektion. Dann herunter auch mit dem Hemd und den Sack zugeschnürt! Welche Häßlichkeit des Anblicks! Es war besser, man sah sich nicht um. Ein junges Mädchen saß im Hemd zusammengekrümmt auf dem Erdboden. Sie weinte, sie schüttelte den Kopf: „Ich kann nicht ins Wasser, ich kann nicht, ich will nicht.“ Die Frau im weißen Nurfesittel, die hier Dienst machte, ergriff sie beim Arm, zog sie in die Höhe und streifte ihr das schmutzige Leibchen vom Körper. Mit der einen Hand öffnete sie eine Tür, mit der anderen schob sie das Mädchen in den nächsten Raum.

Hier regnete es von der Decke, es roch nach Schwefel. Inmitten des warmen Sprühens stand ein lächelndes junges Girl im Badeanzug. Sie hatte darauf zu achten, daß die Leute die vorgeschriebene Zeit aushielten. Dann wies sie auf die Türe am anderen Ende, man öffnete sie und fuhr zurück. Erfaltete Luft schabte an der unbedeckten Haut wie mit scharfen Messern, einen Augenblick lang war es, als stünde das Herz still bei dem jähen Wechsel. Man lief etwa zwanzig Schritte den Korridor hinab, erschauete eine von den vielen Decken, die dort angehäuft lagen und rannte weiter, ohne zu fragen, ohne zu denken, frierend bis ins Mark. Und kam so zurück in die Schlafsäle, wo man sich zähneklappernd neben die Heizungsrohre stellte. — — —

Dann die Speiseräume. Sie waren groß, licht und hell. Wer nicht das Mißgeschick hatte, zu spät zu kommen, bekam reichliches Essen in peinlich reinem Geschirr. Mit einer Luft, die dem Zimmersatten verschlossen ist, schenkte man sich eine, zwei, drei Tassen voll. Im Magen erkrankte die Erinnerung an die Beschwerden der Überfahrt, das Beben vor der Ungewißheit der Zukunft. Wie eine gutgeölte Maschine lief die Absepfung.

Ja, das war schon Amerika. — — —

Am nächsten Tag wurden sie wieder auf ein Boot geladen und kamen nach ein paar Minuten Fahrt auf festes Land. Endlich! Der erste Wollenträger türmte empor, kahl, schmutzlos, das Gebäude der Einwanderungsbehörde.

Die Europäer stiegen viele, viele Stufen in einer riesigen Betonhalle hinauf. Dort war von neuem Revision, Warten, Untersuchung. Telegramme waren gekommen, Verwandte, Freunde. Es gab Tränen, Umarmungen, Begrüßungen.

Stunden verrannen und die Passagiere fluteten ab. Die deutschen Mädchen holte niemand. Mrs. Zemeier war nicht da, es hieß, sie sei krank. Ohne die Führerin konnten sie aber nichts anfangen; sie hatte die Karten, Geld und die Adressen. Keines der Mädchen hatte auch nur eine einzige Münze, nur Ursula besaß noch achtzig Cents; keine wußte, wohin sie gehörte, und um halb acht Uhr ging der Zug nach Chicago! In Chicago waren ihre Dienstplätze. Ursula sah ein, daß sie die Sache in die Hand nehmen müsse, nachdem die anderen, der Sprache unkundig, ganz hilflos waren. Nur fort, fort aus diesen ewigen Massenquartieren! Sie begann die gutgenährten Subalternbeamten um Rat zu fragen. Ihrem Englisch, das ihnen steif vorkam mit den gewählten Ausdrücken, hörten sie mit einem wohlwollenden Lächeln aufmerksam zu und gaben sie dann mit ausgiebigen Informationen an die nächste Stelle weiter. So wurde Ursula durch das ganze riesige Gebäude gesteuert, bis sie die Zemeier mit gichtisch geschwollenen Füßen im Ambulanzzimmer auf einer Bahre, tränenüberströmt fand. Neben ihr stand ein Assistenzarzt, der froh war, von Ursula endlich zu erfahren, wie die Dinge eigentlich standen, denn die Sprache der Zemeier war derart mit Deutsch, schlechtem Englisch und dunklen leidenschaftlichen Ausbrüchen gemischt gewesen, daß es dem Amerikaner unmöglich war, daraus klug zu werden. Jetzt hob sie die Hände zu ihm auf, er möge sie doch heute reisen lassen. Er aber schüttelte den Kopf: „Ganz ausgeschlossen, vollständig ausgeschlossen. Sie sind nicht amerikanische Bürgerin.“

„Ich lebe seit fünfundzwanzig Jahren in Amerika, ich schwöre es. Mein Mann wartet auf mich.“

„Aber Sie haben einen europäischen Paß. Sie sind nicht Bürgerin.“

„Nein.“

„Also dann haben Sie hier zu bleiben unter Aufsicht der Einwanderungsbehörde, im Spital, bis Sie gesund sind. Wir lassen keine kranken Einwanderer nach Amerika.“

„Aber, ich bin doch keine Einwanderin, mein Gott, ich — — —“

„Es nützt Ihnen nichts, liebe Frau, es gibt keinen Einwand gegen die Bestimmungen.“

Seine bündige Geste war durch eine selbstverständliche Minderachtung alles dessen unterstrichen, was Nicht-Bürger ist. Er drückte auf einen Knopf und zwei Träger betraten das Zimmer.

Da wandte sich Ursula an ihn, erzählte ihm die Lage der Mädchen. Die Dienstzeit des jungen Doktors war lange um. Aber Mrs. Zemeier und ihre ganze verworrene Geschichte schien ihn nicht einmal insgeheim zum Fluchen gebracht zu haben. Wenigstens zeigte sein gleichgültiges und festes Gesicht keine Spur von Erregung. Er hörte Ursula zu und ließ dann einen Herrn der Schiffsahrtsgesellschaft rufen.

Die Schiffsahrtsgesellschaft garantierte, daß die Aktion einwandfrei, daß die Mädchen wirklich für Dienstplätze und nicht für den weißen Sklavenhandel bestimmt waren. So wurde der Transport der zwanzig Mädchen Ursula anvertraut, damit sie heute abend noch fahren könnten. In Chicago sollten sie von Mrs. Syndecker empfangen werden.

Als Mrs. Zemeier dies hörte, nahm sie ein Bündel Dollarnoten und Fahrkarten, ihren Hut und was sie sonst noch lose neben sich hatte und warf die Dinge wütend in verschiedene Ecken des Zimmers. Dann legte sie sich zurück und weinte wie ein Kind. Auf den Wink des Arztes ergriffen die Träger die Bahre und trugen sie hinaus.

Ursula las die Karten auf — es waren die Fahrkarten nach Chicago — und zählte sie. Zum Glück fehlte keine. Sie zählte auch die Dollarnoten — es waren fünfzehn. Davon waren zwanzig Mädchen während der dreißigstündigen Fahrt zu verköstigen.

Aber noch war sie nicht so weit. Sie fand die Mädchen in einer riesigen Halle unter Tausenden von Gepäcksstücken verzweifelt nach den ihren suchen. Es war der Platz, wo das Gepäck aus dem Dampfer niedergelegt worden war, damit sich die Einwanderer ihr Eigentum herausluchten. Unter diesen waren aber offenbar viele gewesen, die darüber hingebraust waren wie eine Horde Kriegersknechte. Mit dem Rechte der zuerst Gekommenen hatten sie genommen, was ihnen gut dünkte. Nicht insgeheim und verstoßen, frech im Angesicht des Tageslichts hatten sie den Inhalt aus gesprengten Koffern und Taschen gezerzt, um daraus das ihnen Passende wählen zu können. Hatten am Boden liegende Schirme mit schmutzigen Füßen zertreten, Bänder und Blusen zerrissen in der Eile der Hantierung; mit Kennermiene nur Neues und Gutes errafft.

Es war ein wahres Schlachtfeld, auf dem menschliche Roheit ohne jede Hemmung gehaust hatte, über das die Mädchen nun ratlos, händeringend, weinend zu Ursula kamen.

„Meine Fuchsboa, meine neue Fuchsboa!“

„Sechs neue Hemden!“

„Der Rock ist da von meinem Kostüm und keine Jacke. Was soll ich anziehen?“

„Nicht ein Stück! hab' ich g'funden. Fräulein Rotenegg helfen Sie mir suchen, bitte.“

„Geb'ns mir mei Geld, Fräul'n. Geb'ns mir mei Geld. Sofort, auf der Stell' keh'r' i um, mit 'm nächsten Schiff. Solche Räuber! In so an' Land bleib i net!“

Ursula erfaßte die Schulter der Schreienden und schüttelte sie: „Schreien Sie doch nicht so. Warten Sie doch ein wenig. Ich helfe Ihnen suchen.“

„Is mir egal. Hier bleib i net. Solche Bagabunden, solche Biecher. I keh'r um mit 'm nächsten Schiff. Mei Geld. Mei Geld.“

Es war schwer, sie zu beruhigen; schwer, ihnen klarzumachen, daß nicht die Amerikaner dies getan hätten, sondern ihre Mitpassagiere.

Während Ursula beschwichtigte und dem Agenten der Schiffsahrtsgesellschaft die Verluste aufzählte, wuchs ein Grauen in ihr hoch. So nahe hatte sie die Gemeinheit der menschlichen Bestie noch nie gesehen.

Sie kämpfte mit den Mädchen, und schließlich gelang es ihr, die Aufregung so weit zu dämpfen, daß sie ihre Schätze in den Omnibus packen konnte, der sie auf den Bahnhof brachte. In der langen Bahnhofshalle standen die hohen, elegant gestreckten amerikanischen Waggonen gleich ebensovielen Festungen. Im Inneren sah Ursula befriedigt weite, bewegbare Fauteuils, für wohligh bequemtes Hineinlehnen geschaffen. Der Pullmanwagen, dachte sie und war voll Freude über langentbehrten Komfort. Aber schon war ein uniformierter Schwarzer ihr auf den Fersen. Nach einem Blick auf Ursulas Koffer und Mantel, wie ihn gleich impertinent nur Generationen Dienender hervorbringen, sagte er kurz: „Nichts da, steigen Sie aus. Nächster Wagen.“





Hamburg bei den Landungsbrücken. Gemälde von Curt Topel  
Aus der Galerie Eduard Schulte, Berlin







Im nächsten Wagen waren keine Hauteuils, die Sitze waren auch plüschüberzogen, doch schmaler. Man konnte die Lehne zurückbiegen, um in halb liegender Stellung zu ruhen, das war besser als eine Holzbank. Sogar besser als eine europäische zweite Klasse. Praktischer.

Der durchkommende weiße Kondukteur erklärte: „Sie haben nur Karten für die Daycoach. Für die Benützung des Pullmanwagens müssen Sie einen Aufschlag zahlen. Dafür bekommen Sie auch ein Bett.“

Geruhig und gemütlich wie alle Beamten, denen Ursula bisher begegnet war, begann er sie um alles mögliche auszufragen, blieb zu einem ordentlichen Gespräch stehen, ließ sich von den Mädchen, die kein Wort verstanden, anstarren und verteilte liebenswürdig Fahrpläne unter sie.

Von ihm erfuhr Ursula auch, daß sie im langsamsten und daher billigsten Zug saßen. Diese billigste Fahrt kostete jedes Mädchen dreißig Dollar, also dreifachen Wochenlohn. Im schnellsten Zug hätte die Fahrt achtzehn Stunden gedauert.

Um Mitternacht fielen haufierende Jungen in den Wagen: „Niagarafall-cards! World's most famous falls! Niagarafall-cards!“

Sie priesen ihre Ansichtskarten an in derselben monotonen, nasalen, ständierenden Art, wie man sie von Zirkus- oder Kabarettnummern her kannte. Ursula horchte auf. Hier rauchte also ein paar Meilen entfernt eines der Wunder der Erde; Wunder als Naturschönheit und Wunder als eine gigantische Kraftquelle, die viele Städte und weite Landbezirke mit Licht und Elektrizität versorgt. Sie ließ den Fenstervorhang hinauffschnellen, aber es war nichts zu sehen als eisende Lichter auf dunklem Grund; man fuhr längs der kanadischen Seen.

Den ganzen nächsten Tag rollte amerikanisches Land an den Mädchen vorüber. Sie saßen da, Hände im Schoß, als warteten sie, daß ihnen ein Märchen erzählt würde. Aber was da draußen vor den Fenstern lag, war kein Märchenland. Endlose Flächen farbloser, unendlich langweiliger Gegend flogen vorüber, bestanden mit fargen Bäumen und Buschwerk, aus denen in großen Abständen und in erschreckender Einsamkeit hier und da ein hölzernes Haus blickte, das aussah, als ob es gestern hingestellt worden wäre, um morgen wieder abgetragen zu werden. Die wogenden Weizen- und Kukuruzfelder Ohios und Indianas lagen brach am Rande des Februars; es war keine gute Zeit, das Land zum erstenmal zu sehen.

In langen Abständen berührte der Zug eine Stadt. Seine Geschwindigkeit dämpfte ab, schrilles Klingeln der elektrischen Straßenbahn ertönte, Autos hupten, Trucks rasselten, Zeitungsjungen schrien: Mitten durch die Stadt rollte er, als wäre er ein zahmer, im Verkehr schaukelnder Autobus und nicht zehn stahlgepanzerte Kutschen mit einer stolzen, hohen Mastodon-Maschine. Nun hielt er im Bahnhof; Leute stiegen ein und aus, ohne daß sie sich darüber im geringsten aueregten. Träger, schwarze flinke Burschen, waren zur Hand, wenn man sie brauchte, wenn nicht, blieben sie beiseite. Das ganze Stationsgebäude schien sich herzlich wenig darum zu kümmern, ob ein Zug kam oder nicht. All sein tastendes, wachendes Leben war verborgen hinter Mauern und nichts war da von der raschenden, prustenden Buntheit der heimatischen Bahnhöfe, wo immer eine Art Ferienstimmung herrscht, immer ein paar verzweifelt nach Gepäck oder Verwandten jagende Provinzler herumlaufen, Bedienstete malerisch und unbeschäftigt umherstehen und dieselben Schinkenbrötchen zum zehntenmal in Rauch und Sonne herumgeschleppt werden. Hier dagegen wurde einem klar: Diesem Volk ist Reisen Geschäft und Geschäft Reisen.

An der Umsteigestation krächzten wieder die Hausierer: „Applepie! Oranges! Ice-cream!“ Einer pries gar nicht; ging bloß von einem Passagier zum andern und füllte mit der Geschwindigkeit eines Taschenspielers haselnußartige Dinger auf papierene Tellerchen, die er jedem vorderst auf den Schoß stellte, ohne daß irgend jemand Zeit oder Mut gehabt hätte, sich zu wehren. Nachdem der Waggon bedient war, verschwand er im nächsten, stolz und gläubig auf sein Produkt und dessen Güte bauend. Die Amerikaner im Zuge bedeuteten den Mädchen zu essen. „Salted Peanuts.“ Sie seien gut und kosten nichts. Das Nichtskosten ließ man sich wohl gefallen, aber man war enttäuscht. Salted Peanuts sprachen dem europäischen Gaumen nicht an, und als der Boy nach einiger Zeit zurückkam, um die Früchte seiner Propaganda zu ernten, ging er leer aus. Sein Kollege von der Eiskrembranche schnitt besser ab. Er schob plötzlich beiseite, was um ihn feilschend

stand und fuhr auf Ursula los: „Eine schöne Bagage haben Sie da. Solche elende Greenhörner. Solche Diebinnen.“ Höhnisch reckte er sich empor: „Die hat mir Eiskreme genommen und gegessen und die auch. Und jetzt wollen sie nicht zahlen!“

Er zeigte auf Milli und Rosa Blehoda, deren Genäsigkeit schon das Opfer jener süßen Waffe geworden, mit denen Amerika die Welt erobert. Die angeschleckte Speise tropfte hilflos aus der Oblatentüte, mit der die Mädchen erschreckt auf dem Wege vom Mund innehielten. Sie hatten gedacht, es gäbe Eiskreme umsonst wie vorhin gefalzene Nüsse. War dies nicht das gelobte Land?

Zwanzig Cent aus Ursulas Börse schlichteten den Streit und verminderten ihr Vermögen auf sechzig Cent.

Es war zwei Uhr nachts, als sie in Chicago ankamen.

Nun standen sie am Perron, der blaß erleuchtet und so lang war, als käme er aus einer Unendlichkeit, um in eine andere zu verlaufen. Wie ein Häuflein Schafe scharte Ursula sie um sich und zählte sie. Selbst die frechtesten schwiegen still und horchten auf das, was sie sagte, denn vorerst, das sahen sie, konnten sie in diesem Land nicht anders als stumm und gehorsam sein. Niemand kannte natürlich die Dame, die sie abholen sollte, aber Ursula rechnete damit, daß die abflutende Menge Mrs. Synedeker, die die Gesellschaft hier empfangen sollte, zurücklassen würde.

Ein Paar riesige schwarze Hornbrillen traten auf sie zu, dahinter ein Herr, der sie auf deutsch bat, ihm zu Mrs. Synedeker zu folgen. Die Mädchen hatten schon ihre auf den Boden gestellten Koffer ergriffen, aber Ursula winkte strenge ab. Nun war sie ganz die Tochter ihres Vaters; man sollte sich nicht getäuscht haben, als man ihr die Führerrolle überlassen hatte. Kühl antwortete sie auf englisch, daß sie nicht das Vergnügen habe, den Herrn zu kennen.

Der griff an den Hut: „O, verzeihen Sie, ich bin von der deutschen Landeszeitung, Redakteur Weiser. Hier ist mein Kollege von der Chicagoer Tribune.“

„How do you do?“ sagte Ursula etwas huldvoller.

Der Kollege von der Tribune hatte einen lichtgrauen Hut und ebenfalls Hornbrille, aber grau berändert. Er war blutjung. „Ergötzlich, wie man hier für die Reporter wichtig ist,“ dachte Ursula, denn auch in Boston waren sie von ihnen umschwärmt gewesen, wenn die Amerikaner ihre Presse für ankommende Dienstmädchen solcher Art in Bewegung setzten, muß ja das Land zur Hälfte aus Berichterstattern bestehen, und zu andern aus solchen, über die Bericht erstattet wird.“

Was hatte er gesagt? Er wäre ihr dankbar für einige Daten? „Aber mit Vergnügen!“ Ursula ertappte sich dabei, daß ihr die Rolle der Helotenfürherin Spaß machte. Rolle! Das war es: Sie kam sich vor wie auf der Bühne. Bald würde Applaus einsetzen, würde es Blumenkörbe, Verneigungen, Handküsse regnen! —

Der Graubebrillte, der vielleicht die ersten Gehversuche eines zukünftigen berühmten Schriftstellers machte, hatte blickschnell einige Hieroglyphen auf einen Breiðbloß gekritzelt, als auch schon Mr. Weiser mit einer Dame kam, die er durch die nun wie ausgelegte, mit schläfrigem, wenn auch reichlichem Licht erfüllte Riesenbahnhofshalle zu den Mädchen führte. Diese Dame war Mrs. Synedeker, da war kein Zweifel. Sie zeigte Ursula das Telegramm, das ihr die Schiffsahrtsgesellschaft aus Boston geschickt.

Was nun kam, gleich einem Verlosen auf dem Sklavenmarkt. Die Lose freilich waren schon früher, drüben in Europa, von dem zweifelhaften Scharfsinn der Mrs. Zemeier geworfen worden. „Prachtvoller Platz für Sie, Baronesse,“ hatte sie gesagt, „sehr feines Haus, die Dame will nur ein feines Mädchen, das kochen, hügel, servieren, Englisch, Französisch und Musik kann.“ — „Wieviel Dienstmädchen sind dort?“ hatte Ursula gefragt. Großer erstaunter Blick der Zemeier: „Wieviel? Ja, da müssen's umlernen, Baronesse, in Amerika hat man nit soviel Dienstleute. Eine ist da.“ — „Nun gut, die räumt auf, wäscht auf und so weiter.“ — „Ja freilich, das müssen's auch tun.“ — „Ich?“ — „Ja, verstanden's mich nit? Sie san die eine. Da ist keine andere.“

Kochen, hügel, servieren, aufräumen, aufwachen, Englisch, Französisch, Musik ... weniger wäre mehr. Nein, Ursula hatte es nicht geglaubt, daß alles dies von ein und derselben Person verlangt würde, aber sie hatte sich gehütet, es zu sagen. Jetzt war es so weit, jetzt stand sie davor, jetzt sollte sie diesem Aufmarsch häuslicher Vollkommenheiten gerecht werden. Lächerlich! Sie würde es ihnen schon zeigen!

Mrs. Synedeker las die Namen von einer Liste. Hinter ihr standen die Damen, die als Belohnung dafür, die Kasse im



Sack gekauft zu haben, heute eine Köchin bekamen. Unter Lächeln hüben und drüben, bewußt und säuerlich lebenswürdig auf der Seite der Dame, verlegen auf der des Mädchens, gab man sich den ersten Blick, unter dem so viele Fragen lauerten. Der Zufall gefiel sich in komischen Zusammenstellungen: Die großfüßige Rosa Blehoda schwang unternehmend ihren Rucksack neben einem hauchzarten, jungen Ding, das über einem kniefreien resedengrünen Seidenkleid einen weiten Mantel aus sibirischem Eichhorn trug. Draußen wurde sie auf ihren Sitz bugliert von einem Chauffeur, der so schön war, daß sie ihn nicht anzuschauen wagte. Rosa wußte sofort, daß sie glücklich werden würde. Dagegen wurde die kleine neckische Milli mit den roten Händen hinweggeführt von einer älteren Dame in teurer, aber bewußt unmodischer Kleidung und strengem Gesicht, das sie pflichtgemäß in ein nicht ganz gelungenes Lächeln zwang.

Es zeigte sich nun, daß auch ein Mr. Snydecker da war, der in dem Moment auftauchte, da man seiner bedurfte — eine Eigenschaft, die den amerikanischen Mann vor anderen Männern der Welt auszeichnet. Er stak in einem weiten grünen Ulster, und sein rundes Gesicht sah so aufgeräumt aus, als ginge es zu einem Herrenlunch beim Rotary Club. Ohne viel Federlesens ergriff er einen Koffer mit jeder Hand und verstaute die Gesellschaft in seinem Auto.

Mrs. Snydecker chauffierte selbst. Ein Griff an der Kurbel, ein Aufschnattern des Motors und lautlos stieß der

Wagen von der Bahnhofsrampe ab, glitt hinein in das große Unbekannte, das diese amerikanische Stadt war. Ursula sah Fetzen von Licht sich über den Wagen werfen, sah Steinkolosse sich recken, wie hoch, wie breit, blieb ihr nicht Zeit zu ermessen. „Das sind die Wolfenfräher“, sagte stolz in ihrem harten, aber korrekten Deutsch Mrs. Snydecker. Ursula hing mit großen Augen an dem Fenster und baute, was sich hingeflüstert darin zeigte, mit ihrer erregten Phantasie hinauf ins Riesengroße; es war alles wie ein Traum. Sie fand sich erst wieder, als sie in ein geräumiges, durch eine einzige große rotbeschilderte Lampe erhelltes Gemach, halb Halle, halb Wohnzimmer, eintrat. Bequeme Fauteuils standen um einen riesigen Kamin, Bücherregale reckten sich bis hinauf zur dunkel getäfelten Decke. Durch eine offene Tür sah sie Mrs. Snydecker am Gasherd hantieren, mit kleinen behenden Bewegungen schnell Tee bereiten, einige Brötchen streichen. Plötzlich war Ursula todmüde — ein wohllicher Raum, wärmedurchstrahlt, wie wunderbar! Es zwang sie, sich auf die Erde zu legen. Sie streckte sich auf den Perser aus; alles schwamm um sie in einem mystischen Nebel. Von der Küche her glänzte es in schimmerndem Weiß, Porzellan, Messing und Aluminium, über das Mary und Luli sich entzückt neigten. Warum? — Was ist? — Schon dachte Ursula nichts mehr; sie hatte den Kopf auf die über dem Teppich verschränkten Arme gelegt, die Beine gestreckt . . . irgendwo war Wien — irgendwo war Bertie. —

(Fortsetzung folgt.)

## Die fröhliche Schule. Von Elisabeth und Herman Weisz, Wien.

Wir sprechen von einer Schule, aber eine Schule ist es eigentlich nicht, denn die „Schüler“ sind kleine Kinder im vorschulpflichtigen Alter, 3 bis 6 Jahre alt. Auch ein Kindergarten ist es nicht, sondern eben etwas Neues, der äußere Ausdruck durchaus neuer erzieherischer Gedanken. Ein Kinderheim könnte man dieses Neue nennen, wo die Kleinen den ganzen Tag verbringen, also auch essen und ausruhen. Um die Gemeinschaft, die sie auf diese Weise bilden, und die viel enger ist als in den Schulen, ist es zu tun. Diese Gemeinschaft ist die eigentliche Eigentümerin aller der schönen Dinge, die das Heim beherbergt, so daß die Kinder sich als Herren im Hause fühlen. Davon kommt, daß sie ihr Eigentum achten, behüten



Reinemachen.

und in Ordnung halten. Nun, das ist neu, so neu, daß man an der Möglichkeit zweifelt, nicht wahr? Zu neuen Dingen gehören neue Namen: „Haus der Kinder“ nannte Dr. Maria Montessori diese von ihr geschaffene Schule.

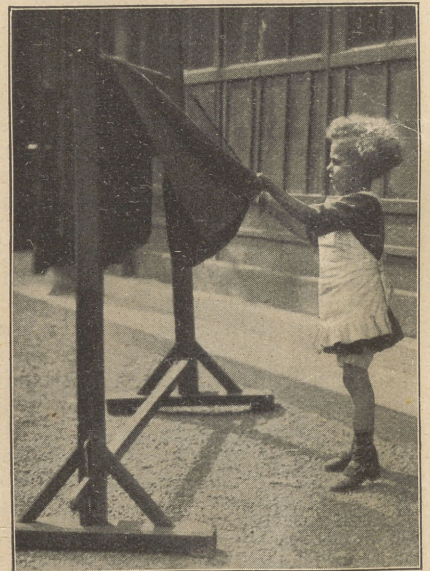
Man betritt das Haus der Kinder durch ein Tor, dessen Klinke sich in Reichhöhe eines Dreijährigen befindet, und über eine Treppe, deren Stufen halb so hoch und breit sind wie gewöhnlich. Der Höhe der Türklinke entspricht die der Lichtschalter und des Wasserleitungshahns. In einer Garderobe wie für Zwerge wird abgelegt. Das Schulzimmer ist ein großer, sonniger, freundlicher Raum mit vielen kleinen weißlackierten sauberen Tischchen und Stühlchen. An den Wänden stehen kleine Schränkchen mit Glastüren, mit bunten Dingen gefüllt.



Die kleinen Köchler.

Bilder hängen so niedrig, daß auch die Kleinsten sie gut ansehen können. Zum Ausruhen gibt es ein Liegebett für die Müdigsten, die leicht ermüden, bequeme Korbstühlchen mit bunten Polstern und einen Schaukelstuhl.

Die Kinder haben nämlich, sagt Montessori, das brennende Verlangen, es uns Erwachsenen gleichzutun; sie wollen fühlen, daß sie „schon groß“ sind. Aber in der Welt der Erwachsenen kann dieses ihr Verlangen keine Befriedigung finden: sie können unsere Türen nicht öffnen, auf unseren Stühlen und an unseren Tischen nicht sitzen, unser Besen ist ihnen zu lang, unser Bleistift zu dick, unser Hammer zu schwer; sie fühlen sich bei uns wie wir bei den Riesen. Alle ihre Versuche, es uns gleichzutun, sind deshalb von vornherein zum Scheitern verurteilt. Wahrlich, ihre Launen sind nicht verwunderlich! Wenn die Kleinen imstande sein sollen, ihrem Tätigkeitsdrang zu folgen, müssen wir sie zu Arbeiten lenken, die mit ihren körperlichen und geistigen Kräften ausführbar sind, und ihnen auch die tauglichen Mittel dazu geben!



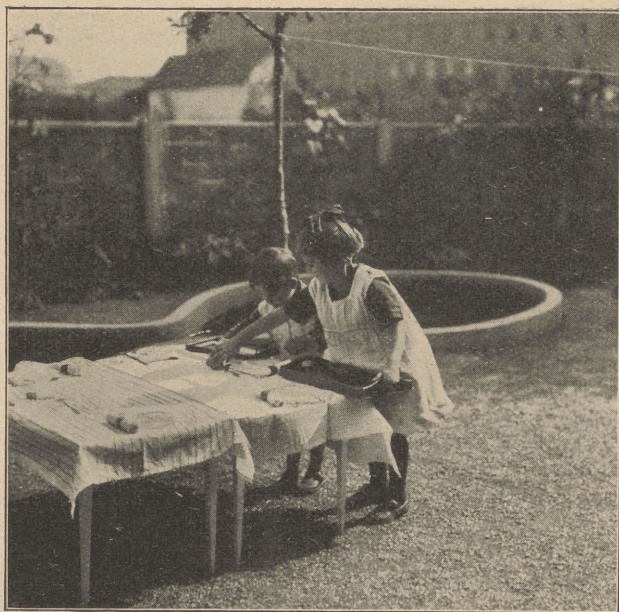
Teppichklopfen.

Die gesamte Einrichtung des Hauses der Kinder ist demgemäß durchdacht. Dem kindlichen Trieb zu tun, was es zu Hause alle Tage getan werden sieht, Reinemachen, Kochen, Waschen, Tischdecken, Speisenauftragen, Geschirrabwaschen usw., ist dadurch entgegengekommen, daß es im Haus der Kinder alle für diese Arbeiten nötigen Geräte gibt, also: Besen, Schwebesen, Bürsten, Staubtücher; Schneidebrettchen, Küchenmesser, Kochlöffel, Kaffeese-



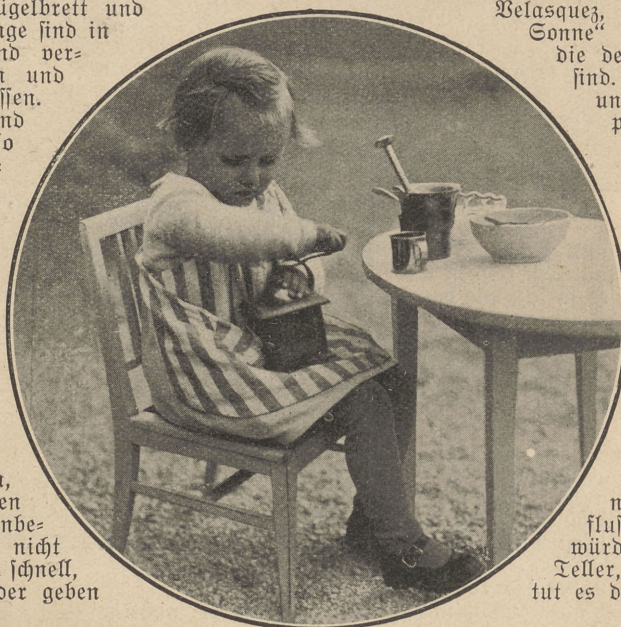


Worte legen. Schriftbild, Lautbild und Gegenstand unmittelbar sinnlicher Anschauung nebeneinander gestellt.



Beim Tischdecken.

mühle . . . ; Teppichklopper; Abwasch; Tischtücher, Auflag-  
bretter, sämtliches Eßgeschirr und Eßbesteck; Wasch-  
trog, Rumpel, Wäschestricke, Bügelbrett und  
Bügeleisen. Aber alle diese Dinge sind in  
Größe und Gewicht entsprechend ver-  
kleinert und den Körpermaßen und  
Kräften des Kindes angemessen.  
Trotzdem sind sie genau so fest und  
dauerhaft ausgeführt und ebenso  
zweckentsprechend benutzbar wie  
die Geräte, die wir selbst ge-  
brauchen. Die Messer sind also  
scharf, und das Bügeleisen, das  
übrigens nur größeren Kin-  
dern anvertraut wird, brenn-  
heiß. — Was damit erreicht  
wird, ist erstaunlich. Wer es  
noch nicht kennt und zum  
erstenmal die fröhliche Schule  
besucht, glaubt Wunder zu  
sehen. Ein mächtiger Anreiz ist  
den Kindern in all diesen Din-  
gen gegeben, die für sie gemacht  
sind, von denen sie also fühlen,  
daß sie ihnen gehören. Sie üben  
an ihnen hundertfach ihre unbe-  
holfenen Händchen, ihre noch nicht  
koordinierten Muskeln; sie lernen schnell,  
sie werden geschickt; unsere Bilder geben



Die Kaffeemühle.

eine Probe von dem,  
was sie alles können.  
Sieh ihre Gesichter,  
welcher Ernst, welche  
Anspannung! Aber  
welche Freude, welche  
starke, ruhige Heiter-  
keit, welcher Frieden nach  
getaner Arbeit! —

Diese Fröhlichkeit  
klingt aus dem Ge-  
samtbild des Hauses  
der Kinder wider, das  
nicht nur zweckentspre-  
chend, sondern auch  
schön ist. Das Schul-  
zimmer ist z. B. in war-  
mem, leuchtendem Gelb  
mit blauer Decke ge-  
malt, die ein Kreis in  
den Farben des Regen-  
bogens ziert. Die Mö-  
bel sind nicht nur klein,  
sondern schön in der  
Form und sorgfältige  
Tischlerarbeit. Liebe-  
voll sind die Bilder ge-

wählt, Reproduktionen von Meisterwerken in glatten, ein-  
fachen Rahmen: Der Hase, Das Weibchen von Dürer, Der  
Hirtenknabe von Lenbach, Kinderbildnisse von  
Velasquez, Blätter aus dem „Haus in der  
Sonne“ von Larzen, lauter Gegenstände,  
die dem Verständnis der Kinder nahe  
sind. Überall gibt es Blumen in Vasen  
und Töpfen, die die Kinder selbst  
pflegen. Die Besen und Schaufeln  
sind bunt lackiert, die Bücher schön  
gebunden, das Eßgeschirr aller-  
liebste. Das alles ist aber nicht  
etwa nur einer harmonischen,  
heiteren Grundstimmung zu-  
liebe da, sondern ein weiterer  
erzieherischer Gedanke drückt  
sich darin aus: Solche schöne,  
liebe Dinge verlangen, daß  
man sorgfältig mit ihnen um-  
geht, daß man acht gibt auf  
sie und sie schön und blank er-  
hält. Es liegt in ihnen selbst  
eine Aufforderung zur Keinlich-  
keit, Nettigkeit und Behutsam-  
keit, ohne daß es einer Ermah-  
nung der Lehrerin — eines Ein-  
flusses fremden Willens — bedürfen  
würde. Um einen schönen bunten  
Teller, der durch Unachtsamkeit zerbricht,  
tut es dem Kind viel mehr leid als um



Arbeit am Block mit Zylindern.



Glocken, entsprechend den Tönen der Tonleiter.





Gleichgewichts-Übung: Die Glocke darf nicht läuten, das Wasser im Glas nicht verschüttet werden usw.

einen gewöhnlichen weißen. Aber es wird sich überhaupt nicht in acht zu nehmen lernen, wenn man ihm emaillierte Blechteller gibt, denn die brechen ja gar nicht. In der alten Schule waren die Bänke kahl, und es war verboten, sie zu bekritzeln, sie waren freilich so häßlich, daß ihnen das Kritzeln auch nicht geschadet hätte. Die Bänke waren am Fußboden festgeschraubt, damit eine verfeinerte Ordnung auf keinen Fall gestört werden könne. Warum sind die Montessori-Möbel leicht und klein? Damit die Kinder sie ganz im Gegenteil so stellen können wie es ihnen gefällt (auch wir machen es ja so), und dann, damit sie umfallen, wenn jemand fahrig oder ungeschickt ist, und damit das dann sicher ein jedes Kind bemerkt. Warum gibt Montessori den Kindern hellfarbige Schürzen? Damit man den Schmutz darauf sieht! Und warum Porzellangeschirr? Damit es zerbricht! Aus dem Innern, von sich selbst aus, sagt Montessori, muß der kleine Mensch werden, muß er entwickeln, was in ihm steckt. „Selbsttätige Erziehung“ nennt die große Pädagogin deshalb ihre Art zu lehren. Wir können diese Selbsttätigkeit unterstützen, sagt sie, indem wir systematische Mittel finden, die Fähigkeiten zu entwickeln.

Diese Mittel, durch exakte und unvoreingenommene Beobachtung dem kindlichen Leben abgelauscht, sind sowohl Spielzeug als Lehrmittel; da sie der Entfaltung der noch ungeübten Sinne dienen, hat man sie auch „Entfaltungsmittel“ genannt. Ein solches Entfaltungsmittel sind z. B. Holzblöcke mit zylindrischen Öffnungen und genau in die Öffnung passenden Rollzylindern (siehe unser Bild). Die

Kinder nehmen die Zylinder heraus, mischen sie durcheinander und setzen sie dann wieder ein. Wird hierbei ein Fehler gemacht, so bleibt zum Schluß ein Zylinder übrig, der nirgends eingesetzt werden kann. Auf diese Weise zeigt das Spiel selbst die unrichtige Lösung an und ermuntert zu immer neuen Versuchen, bis die Aufgabe richtig gelöst ist. Da sich die Zylinder nur um wenige Millimeter unterscheiden, erwirbt das Kind durch dieses Spiel ein feines Unterscheidungsvermögen. Wichtigster als dies aber ist, daß das Interesse des kleinen Kindes, das gewöhnlich von einem Ding ruhelos zum andern flattert, durch dieses Spiel längere Zeit (zuweilen bis zu zwei Stunden) von einer Sache festgehalten wird. Es lernt auf diese Weise ohne besondere Willensanstrengung Konzentration und erwirbt Willensstärke und geistige Klarheit.

Oder: Glatte hölzerne Spulen sind mit Seide in schönen leuchtenden Farben umwickelt, je zwei sind gleich, und das Kind lernt unter den vielen Farbtönen die gleichen zusammenzufinden. Oder: Verschiedene Stofflappen, Tuch, Leinen, Samt, Seide liegen in einer Schachtel durcheinander. Wie vorher durch das Auge werden hier durch den Tastsinn die gleichen gepaart.

Diese und ähnliche „Spiele“ stehen in der fröhlichen Schule zur freien Benutzung der Kinder. Niemand schreibt ihnen ihre Beschäftigung vor, sie wählen sich dieselbe selbst aus freiem Antrieb und Bedürfnis. Es gibt weder Zwang noch Lohn. Als Lohn gilt die tiefe innere Befriedigung, die sich nach dem Verfallen in eine selbstgewählte Arbeit einstellt.

Über dem Tor der alten Schule stand geschrieben: „Du mußt! Wehe dir,



Am Waschtrog.



Gute Nacht!

wenn du nicht willst!“ Die Devise der fröhlichen Schule faßte unser Mädel, als es 4 Jahre alt war, auf die Frage eines Freundes: „Was mußt du denn in der Montessori-Schule tun?“ in folgende belehrend gemeinte Worte zusammen:

„Müssen tut niemand; alle, die wollen, dürfen!“

## Reford. Von Wolfgang Federau.

Die kurze Strecke von der Halle bis zum Flugplatz mußten sie ihn führen, fast tragen. So schwer, so unbeholfen war er in seiner Ausrüstung, der dreifachen Wollunterkleidung, den Tuchhosen, dem Überzug aus Fischhaut, dem ledernen Anzug endlich, der seinen Körper lose umgab und innen noch eine dicke Lage von Flaumfedern trug. Der stählerne Sauerstoffapparat riß seine linke Schulter herab, aus der Pelzkappe, der Gesichtsmaske schauten seine durch die Brille geschützten Augen seltsam fremd und fast streng auf die Umgebung.

Es war nicht zu sehen, was er wohl denken mochte — kein Mienenspiel verriet seine Empfindungen unter der Hülle, die nicht einmal den Mund frei ließ, nur der Nase eine kleine Atemöffnung gewährte.

Man hob ihn auf den Führersitz — unförmig sah er aus und fiel nieder wie ein Stein. Marja stand am Apparat, im lichten Sommerfächchen. Denn es war Juli und ein heißer, wolkenloser Tag. Sie lächelte fröhlich, als sie ihm

seine pelzbehandelte Faust schüttelte. Er sah auch wirklich zu drollig aus in seiner Vermummung.

„Zwölftausend mußt du machen, mindestens!“ schrie sie, um sich ihm verständlich zu machen. „Fred hatte elf — fünf das letzte Mal.“ Fred, das war sein Freund, sein Kamerad von vielen Fahrten, jetzt sein Rivale bei dem Wettkampf um die Gunst des Mädchens. Marja hatte neulich erklärt, sie würde dem gehören, der den Reford im Höhenflug aufstellen würde. Die beiden hatten es blutig ernst genommen, was sie lachend sagte, kämpften nun gegeneinander — eigentlich eine sehr anständige, offene Methode. Dennoch, beide ehrlich verliebt, fingen sie mit diesem Augenblick an, sich mit einer dem Haß ähnelnden Empfindung zu betrachten.

„Werde sehen,“ murmelte Geri dumpf unter seiner Maske. Fred stand auch in der Nähe — er sah jetzt hochmütig und unbeteiligt aus. Hinten die Tribünen am Rande des Flugplatzes waren überfüllt von Zuschauern — ein buntes, lustiges Bild.



Geri empfand das aber vielleicht gar nicht mehr. „Zwölf-tausend,“ dachte er. „An sich keine Strecke, um die es zu reden lohnte. Aber zwölf Kilometer über der Erde? Ber-flucht . . .“

Er erschauerte leise, während der Propeller schon lang-sam zu rotieren begann. „Wah,“ flüsterte er dann, bemüht, dieses unangenehmen Gefühls Herr zu werden. „Du hast doch nicht etwa Angst, alter Junge?“

Hob dann grüßend die Hand, umklammerte die Steue-rung. Der Apparat fing an, über die Ebene zu rollen, jetzt löste er sich vom Boden; wie er es kannte, wie vertraut ihm dies Gefühl war, beim Abflug — als ob eine Riesenhand die Landschaft wie ein breites, buntescheckiges Band unter ihm fortriß. Hunderttausend Menschen schrien, winkten. Geri lächelte veröhnt in einer Art Rührung. Wie nett es war, von all diesen unbekannten Leuten 'rauszu kommen und ihn starten zu sehen. Wie schön, so mit der Menschheit verbunden zu sein.

All die vielen waren jetzt nur noch kleine Punkte, wie Ameisen über die weite Fläche des Flugplatzes hastend. Ein Blick nach dem Höhenmesser — vierhundert Meter. Das war die Durchschnittshöhe der Streckenflieger und Verkehrs-flugzeuge. Eine gefahrlose, belanglose Sache. Der wahre Sport, das Risiko, begann in anderen Höhenlagen.

Langsam, bedächtig, in weiten, schleifenförmigen Win-dungen, schraubte sich das Flugzeug empor. Die Temperatur sank in gleichmäßigen Abständen, aber Geri merkte noch nichts davon unter seinen zahlreichen Hüllen. Er hatte ein ausgezeichnetes Gedächtnis für geographische Daten. Er ver-glich: Brocken — Schneekoppe — Altvater — jetzt: Zug-spiße — jetzt: Montblanc!

Es war ganz klar gewesen beim Abflug — jetzt lagen ein paar Wölkchen unter ihm wie weiße Riesenbetten; nun, das war ungefährlich.

„Schön!“ dachte Geri und blickte zur Seite. „Hier müßten mal unsere Minister hin, dann würden sie endlich einen weiten Horizont bekommen.“

Er lachte in sich hinein über dieser kleinen Witz. Aber dann wurde er ernst, seine Augen hingen gespannt an all

den Apparaten, die vor ihm angebracht waren. Es wurde empfindlich kalt, er spürte es deutlich durch seine vielen künstlichen Häute hindurch — seine Finger waren schon etwas steif, er mühte sich, sie durch regelmäßige Bewegungen warm zu bekommen. Das Quecksilber-Thermometer hatte seinen Dienst getan, die silberne Säule war verschwunden, zu einem kleinen, blanken Kügelchen zusammengeschrumpft. Das Weingeist-Thermometer zeigte minus 30 Grad. Wenn Geri seitwärts blickte, sah er jetzt am Rande der Schale, die unter ihm lag und die Erde war, das Meer als ein graues, düsteres Band. Sechstausend Meter!

Die Sonne badete sein Flugzeug im Licht — aber sie wärmte nicht in dieser Höhe. Geri schien es bereits, als ob das Rattern des Motors und des Propellers leiser würde; die Luft mußte schon sehr dünn sein. Zäh, erbittert kämpfte sich das Flugzeug höher in schräger Angriffsstellung gegen-über dem Luftozean, den es zu bezwingen galt.

Geri hatte lange gezögert, den Sauerstoffapparat in Anwendung zu bringen — er mußte haushalten. Aber jetzt ging es nicht länger, das Blut drängte an seine Adern, als ob es sie zersprengen wollte. Er schob die Schlauchöffnung an den Mund — der flüssige Sauerstoff siedete, vergaste in dem Schlauch und brauste so stürmisch zwischen die Zähne, die Mundhöhle und die Lungen füllend, daß es fast schmerzte. Gleich ließ der Druck im Schädel etwas nach, nicht viel frei-lich; aber die Atemnot war wenigstens behoben.

8400 Meter registrierte der Höhenmesser — das war die ungefähre Höhe des Mount Everest, die Geri schon zwei- oder dreimal erreicht hatte. Jetzt begann die Loslösung — die vollkommene Trennung von der Erde, die er so sehr liebte — das völlige Alleinsein.

Alles Bisherige war vielleicht noch halbe Spielerei — nun wurde es furchtbarster Ernst; es ging um Sein oder Nichtsein. Der Mensch ganz allein gegen die Gewalten des Himmels und der Erde. Hierher drang kein irdisches Ge-räusch mehr, kein Falke, kein Adler wagte sich in so gewaltige Höhen. Nur der Motor surrte und knatterte, und der Sturm, der ewige Sturm dieser Regionen, warf sich mit Gewalt gegen dies Spielzeug aus Menschenhand, das ihm



Der Ber-  
edrich II. ließ den  
gal vollenden, und an-

Ludwig Dettmann.  
(Glaspalast.)

Erwin Kope



zu trohen wagte, das unter dem Anprall zitterte und schwankte. Aber auch diese Geräusche wurden seltsam fern und unwirklich in der erschreckend dünnen Luft, die den Schall nicht mehr trug.

Geri glasig herausquellende Augen klebten an den Instrumenten. Wie furchtbar langsam die Kurve stieg, die die Nadel des Höhenmessers aufzeichnete. Neuntausend, neuntausend zweihundert, zehntausend — weiter . . . weiter.

Der Mann im Flugzeug sah nur dies eine und dachte nur dies eine, es ging ja um Marja. Endlich — er ächzte beinahe — elf—fünf! Bis hierher war Fred gekommen, dann hatte er aufgegeben. Eine schöne Höhe, gewiß. Aber er, Geri, mußte höher. Es gab keine Wahl. Zum ersten Male fraß sich Angst in sein Herz, das entsetzlich schnell und aufgeregt zu klopfen begann. 'Ruhig, nur ruhig,' sprach er sich selbst Mut zu. Die Stala zeigte zwölftausend Meter.

Da warf er erstmalig einen Blick um sich, sah sich allein in der Unbegrenztheit des Raumes. Er wollte sich freuen, er hatte es ja geschafft — aber keine Empfindung dieser Art fand Platz in seinem tobenden Herzen. 'Was ist nun mit Marja?' fragte er sich und fand keine Antwort. Es war ja alles so gleichgültig, so nebenächlich. Ob sie ihn liebte, ob er sie liebte, was ging's ihn an? Sie war wohl eher bloß eitel, weiter nichts. Und er hatte sich von ihr benutzen lassen, er und Fred auch, Fred, sein Freund. War er noch sein Freund? Er hatte einen Blick aufgefangen zwischen den beiden vorher, als er startete, der ihn nachdenklich machte. Nun erschien es ihm fast unwirklich, daß er einmal Marjas Lippen geküßt, daß er einmal gewünscht hatte, sie für immer an sich zu binden.

Eine grenzenlose Niedergeschlagenheit bemächtigte sich seiner. Und dann, wenige Sekunden später, der brennende Wunsch, nur wieder zurückzukommen, zu Menschen, nur wieder atmende Wesen um sich zu spüren, sich herauszureißen aus dieser gräßlichen Einsamkeit. Sein Blut rauschte in den

Abern, mit wirren Bewegungen tastete er umher, beengt durch die starken Ledergurte, mit denen er sich an den Sitz hatte festbinden lassen. 'Erde,' dachte er, 'liebe Erde.' Dann schwand ihm langsam die Sinne.

Der Apparat stellte sich steil auf, stand fast senkrecht in der dünnen Luft. Machte ein paar kreiselnde, pendelnde Bewegungen. Und dann, jählings stürzte er mit ungeheurer Geschwindigkeit aus dem Äther herunter.

Es war ein entsetzlicher Fall. Unten die Zuschauer sahen plötzlich einen Punkt im Raum, der schnell, wahnsinnig schnell größer wurde. Tausendstimmig schrie das Entsetzen — es gab keine Rettung.

Aber dreitausend Meter von der Erde entfernt erwachte Geri aus seiner halben Ohnmacht. Sah, was ihm drohte, und im Moment gewann er seine Kaltblütigkeit zurück. Ein Ruck am Hebel, ein paar fast automatische Bewegungen — langsam drehten sich die tragenden Flächen der Luft, die ihn heulend umbrauste, entgegen. In knapp zwei Kilometer Höhe gelang es dem Flieger, den Apparat aufzufangen — in elegantem Bogen, gleitend, kam er an einem Waldsaum unweit des Flugplatzes nieder.

Duzende von Kraftwagen mit hundert Menschen und mehr waren ihm nachgefahren, waren wenige Minuten später zur Stelle.

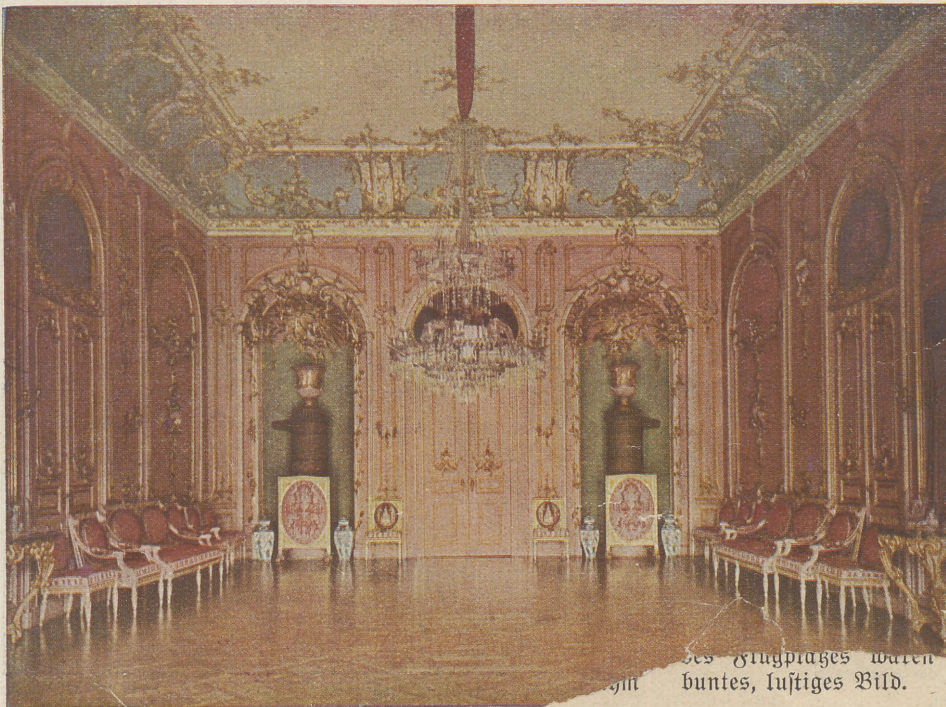
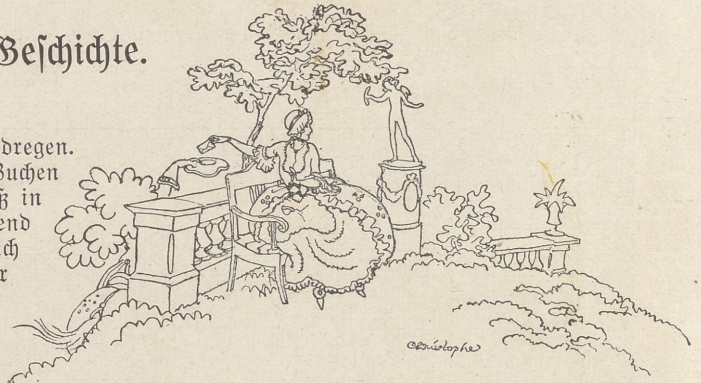
Man befreite ihn aus seiner Kleidung, jubelte über seine wunderbare Rettung, las staunend die erreichte Höhe an den Instrumenten ab, beglückwünschte ihn zu dem neuen Rekord. Er ließ es sich ernst, doch dankbar gefallen. Auch Marja war jetzt angekommen mit Fred; Geri schritt auf die beiden zu, nahm Freds Hand und drückte sie heftig — herzlich, fast brüderlich. Fred war bleich. Aber Marja lächelte strahlend.

Geri's Augen streiften ihr Antlitz. Sie reichte ihm beide Hände — aber er nahm sie nicht. Er sah über sie hinweg, als wäre sie Luft, und dann ging er an ihr vorbei — wie an einer Fremden . . .

## Das Schloß der schönen Frauen und seine Geschichte.

Von Fritz Martin Rintelen.

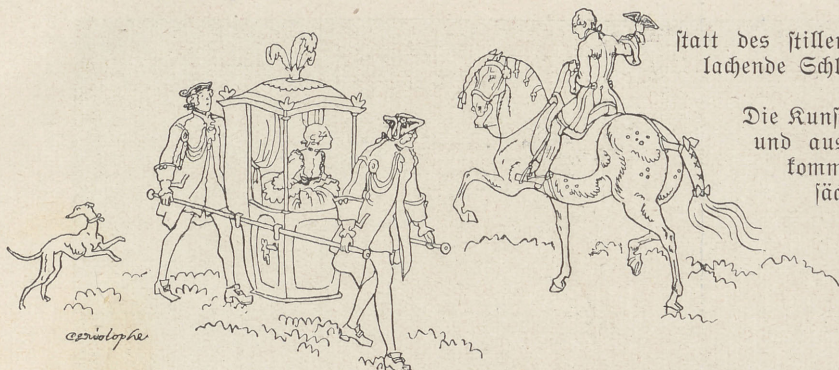
Um das verzauberte Schloß stehen Rotdorn, Flieder und Goldregen. Der zierliche Bau spiegelt sich in einem klaren Teich. Hohe Buchen und Schwarztannen rauschen. Der Märchenpark verrät nicht, daß in seiner dunklen Erde Franzosen begraben liegen, die hier kämpfend fielen, als ein paar Kanonenkugeln krachend das graublaue Dach des stillen Schlosses durchschlugen. — Räume voll wundervoller Schönheit öffnen sich; Ranken, Blumen, Früchte, lustige Schnörkel, leichtes Netzwerk, Schallmeien, Geigen und Flöten, Fabeltiere, Farbenpracht und Vergoldungen in phantastischem Wechsel an Decken, Wänden, Türfüllungen. — In einem prach-



vollen Saal in Grün und Gold wird dem Sonntagskind der Traum dieses Schlosses zum Leben: Zart geschwungene rote Lippen lächeln, blaue und braune Augen blicken uns an. Schmale weiße Hände winken. Seidene Röcke rauschen. Ein kleines Briefblatt raschelt. Locken, Bänder und Spitzen wehen. Diamanten blitzen in festlichem Licht. Lebensprühend treten die schönen Frauen aus den großen Bildern mit den schweren goldenen Rahmen heraus. Die Historie aber weiß nur von wenigen dieser lieblichen Menschenblüten zu berichten.

An der Stätte des bezaubernden Schlosses, zwei Stunden entfernt von Kassel, lag um das Jahr 1000 ein Kloster frommer Mönche. Amelgodeffen hieß es. 1643 waren seine Mauern verfallen. Die anmutige Landgräfin Amalie von Hessen ertrümmerte, ließ sich aus ihnen ein Schloßchen





Statt des stillen Wohnsitzes eines Siebzigjährigen entstand das lachende Schloß der jungen, schönen Frauen.

Die Kunst des Hessenlandes ist nicht selbständig. Vom Rhein und aus dem Frankenreich sind die ersten Einflüsse gekommen. Später traten sich wieder rheinische und sächsische Formen entgegen, ohne sich ineinander aufzulösen. Hessen, das Land der alten Chatten, ist wie Westfalen ein ausgeprägtes Übergangsland. In ihm ist zwischen Franken und Sachsen der hessische Stamm eingeschoben und den Einflüssen beider unterworfen.

Landgraf Karl hatte den Hugenotten Paul du Ry aus Holland nach Kassel berufen, wo er die Drangerie in der Rue schuf. Sein Sohn Charles errichtete die beiden Seitenflügel von Schloß Wilhelmsthal. Nach seinem Tod führte Simon Louis du Ry die Arbeit des Vaters zu Ende. Er war auf Kosten Wilhelms VIII. in Paris, Florenz, Rom und Neapel ausgebildet worden.

Von Paris ging damals eine neue Kunststrichtung aus. Die alte Schule nannte sie spöttisch Rokoko. Aber ihre Ungezwungenheit der Form, ihre Leichtigkeit der Linienführung und Freiheit in der Anwendung froher Farben hatten es dem jungen Künstler angetan. Sie bezauberten auch den Landgrafen, der von einem heiteren Ruhefisch für den Rest seines Lebens träumte.

Es entstand einer der edelsten Rokokobauten ganz Europas. Die beiden du Rys errichteten das Schloß, der Maler Tischbein schmückte



Frau von Buttler, spätere Frau von Eppe. Gemälde von Joh. Heinrich Tischbein.

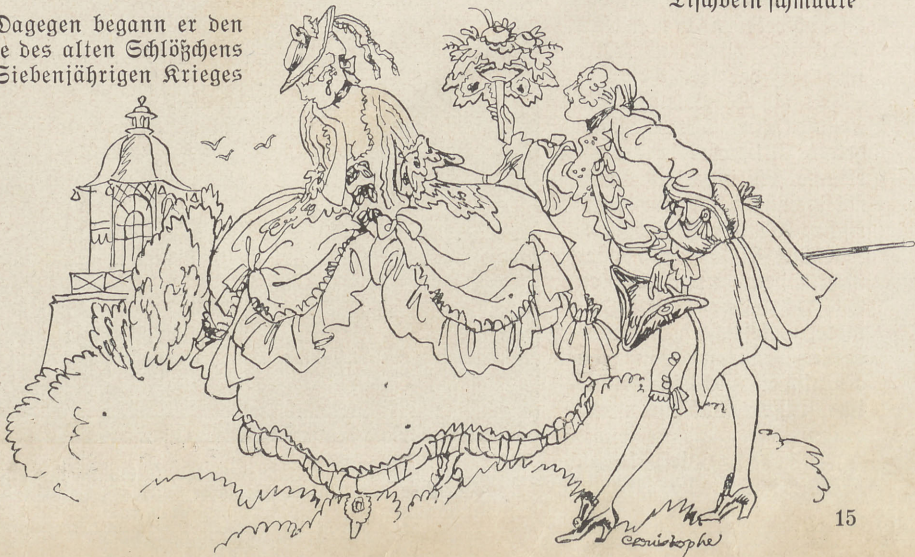
erbauen und benannte es Amaliensthal.

Auch auf der heutigen Wilhelmshöhe war ein Schloß aus den Resten eines alten Klosters entstanden und hatte dessen Namen Weißenstein behalten. Es wurde der Lieblingsaufenthalt des Landgrafen Karl, der den mächtigen Okeanos mit der Herkulespyramide, die Kaskaden und die anderen prächtigen Wilhelmshöher Wasserkünste erbauen ließ. Natur und Menschen hatten Widerstand geleistet; bald aber klang aus Berichten, Reisebeschreibungen und Briefen einstimmig die Bewunderung der märchenhaften

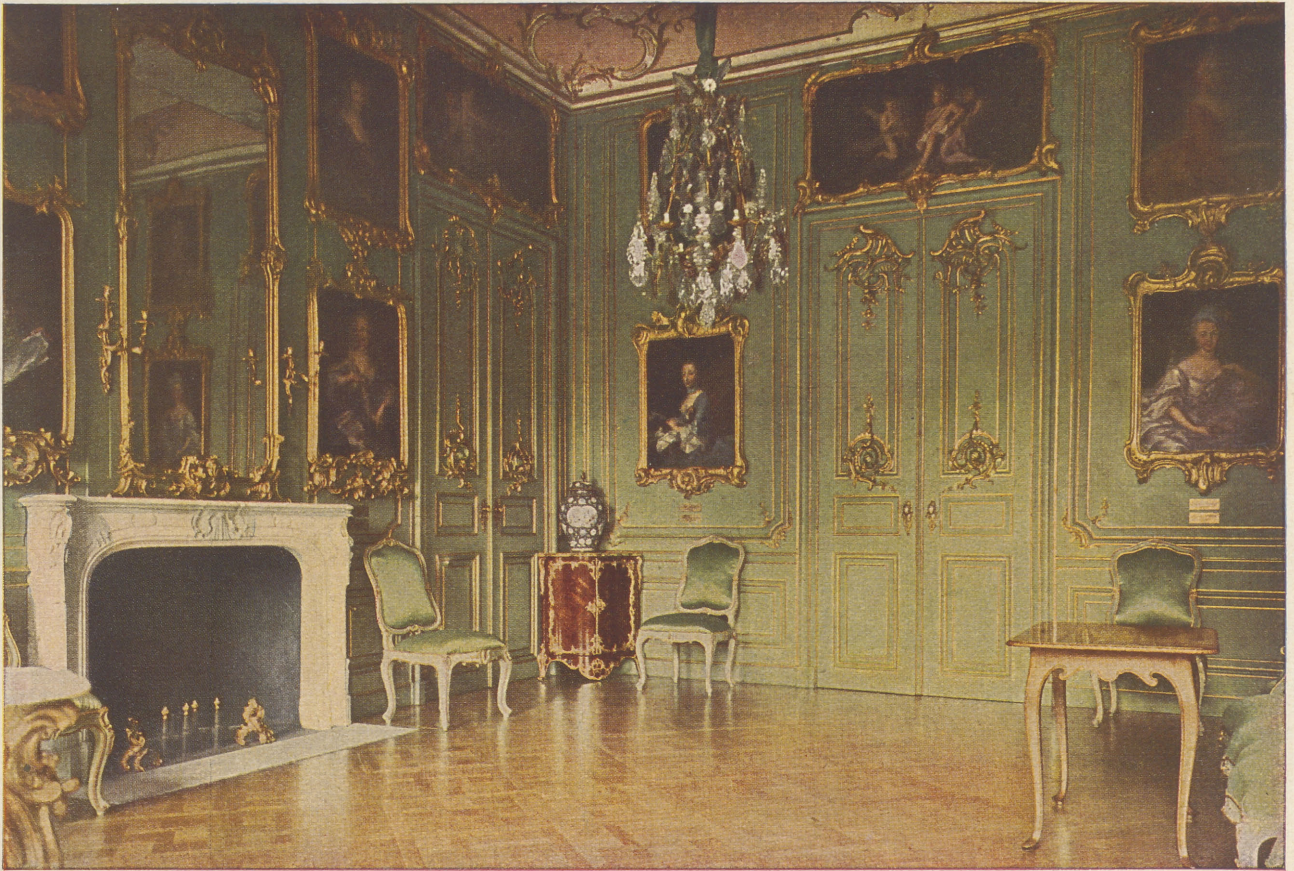
Weißensteiner Anlagen, ihres Begründers Karl und ihres genialen Erbauers Giovanni Francesco Guerinero. Aber Karls Sohn, Landgraf Wilhelm VIII., der Schöpfer der Kasseler Gemäldegalerie, stand dem großen Werk seines Vaters fremd gegenüber.

Nur selten besuchte er das Schloß Weißenstein. Dagegen begann er den Bau von Schloß Wilhelmsthal an der Stätte des alten Schloßchens Amaliensthal. Drei Jahre vor Beginn des Siebenjährigen Krieges waren die Flügel des heutigen Schlosses vollendet. Gestützte dunkelgrüne Taxusheden umgeben den silbernen Teich im Park. Der Grundstein zum Mittelbau wurde gelegt. Der greise Landgraf Wilhelm sehnte sich nach der Vollendung seines Sanssouci. Aber er sollte sie nicht erleben.

Der Siebenjährige Krieg kam. Wilhelm von Hessen stand auf Preußens Seite. Den Erbprinzen, der es mit der Gegenpartei hielt, hatte er nach Berlin in ein preussisches Regiment geschickt. Die Franzosen marschierten ins Land ein. Der alte Fürst mußte fliehen und starb in der Verbannung. Sein Sohn Friedrich II. ließ den Bau von Wilhelmsthal vollenden, und an-







Aus der Schönheiten-Galerie des Schlosses Wilhelmsthal.

es mit den schönsten Werken seiner Kunst. Die Bildner Nahl und Ruhl arbeiteten die reichen Schnitzereien. Tischbein und Simon Louis du Ry wurden bei dem gemeinsamen Schaffen Freunde und hielten sich auch dann noch die Treue, als ihre Liebe zu der gleichen Frau sie zu trennen drohte. — —

Friedrich II., Landgraf von Hessen, war in seinem Wesen und in seinem Tun sehr verschieden von seinem großen Namensvetter auf dem Thron Preußens. Während der König von Preußen seine Kriege nach Möglichkeit so führte, daß der Bürger von ihren Schrecken verschont blieb, und seinem Staat und Volk mit ruhmvollen Taten eine helle Zukunft eröffnete, hat der Kasseler Landgraf, der berühmteste Soldatenhändler des 18. Jahrhunderts, Scharen seiner Landeskinder an England verkauft. So tapfer er sich als General auf den Schlachtfeldern des großen Friedrichs zeigte, es fehlte ihm doch der seelische Halt. Schon zu Lebzeiten seines unglücklichen Vaters, Wilhelms VIII., war der Nachkomme Philipps des Großmütigen heimlich zum katholischen Glauben übergetreten. Das hinderte ihn aber nicht, dem unglaublichen Spötter seiner Zeit, Voltaire, brieflich seine Verehrung auszusprechen, ihn einzuladen und seine Stücke in Kassel aufzuführen zu lassen.

Einem so zwiespältigen Manne mußten die Frauen

zum Schicksal werden. Die Amouren nahmen an seinem galanten Hof kein Ende. Sein unstetes Herz fand keine Ruhe. Über dem Suchen vergaß er das Finden. Seine Verehrung des schönen Geschlechts ließ ihn die berühmte Wilhelmsthaler „Schönheiten-Galerie“ anlegen, eine Sammlung

entzückender weiblicher Bildnisse.

Johann Heinrich Tischbein, Sohn eines hessischen Klosterbäckers, Kassels bedeutendster Maler, hat diese lebensvollen Bilder geschaffen. Landgraf Wilhelm hatte auch ihn in Italien und Frankreich studieren lassen. Friedrich II. ermöglichte dem Künstler ein sorgloses Leben. Tischbeins Porträts überrreffen die besten seiner Zeitgenossen. Dem Besucher von Schloß Wilhelmsthal spricht aus ihnen noch heute am deutlichsten der Geist jenes Zeitalters, das trotz aller äußeren und inneren Stürme sich die liebliche Anmut einer großen Lebenskunst bewahrte.

Als echter Sohn dieses galanten Jahrhunderts zeigte sich in Wilhelmsthal auch der Herzog Ferdinand von Braunschweig, als er im siebenjährigen Krieg in der Nähe die Franzosen geschlagen hatte: Er gab den gefangenen Offizieren in dem zart blaugrün, blau, weiß und mattgoldenen ausgemalten Speisesaal des Schlosses ein Diner und ließ ihnen als letzten Gang eine große Schüssel mit köst-



Prinzessin Auguste von Sachsen-Gotha, Gemahlin des 1751 verstorbenen Prinzen von Wales. Gemälde von Joh. Heinrich Tischbein.



baren Ringen, Tabatieren und Uhren vorsetzen. — Die heutige Zeit schilt oder belächelt die deutsche Kleinstaaterei vergangener Jahrhunderte. Aber diese hat doch das Gute gehabt, daß sie in den Residenzen starke, in sich geschlossene Kulturzentren entstehen ließ, deren Besonderheiten, als ihre Vereinigung gelang, Großdeutschland seinen reichen, lebendigen Inhalt gaben. Was die absoluten Fürsten in Pots-

dam, Weimar, Dresden, München, Kassel geschaffen haben, wirkt heute noch fort.

Und auch das Schloß der schönen Frauen träumt wie das benachbarte stolze Schloß Wilhelmshöhe im Dornröschenschlaf. Nur wenn ein Sonntagskind nach Wilhelmsthal kommt, klingt wieder die leise Musik grazioser Tänze, frohes Lied und silbernes Lachen durch Säle und Park.

## Familie Suleika. Von Theodor Klapproth.

Man wird einsam mit der Zeit. Die Kinder sind aus dem Hause. Geselligkeit ist eher Last als Freude. Trotzdem war ich einigermaßen erstant, beinahe ein bißchen getränkt, als meine Frau mir erklärte, sie sei des Alleinseins müde, und die paar Abendstunden, wo ich die Zeitung lese und meine Zigarre rauche, genügten ihr keineswegs. Sie wünsche etwas Lebendes und Lustiges um sich zu haben. Sie wolle sich einen Hund besorgen, einen Zwergspitz, denn für diese Rasse schwärme sie besonders.

Ich war nicht dafür. Ich stellte ihr vor, daß ein Hund in der Großstadt mit Maulkorb und Leine kein vergnügliches Leben führe. Ich versprach, meine abendlichen Unterhaltungskünste zu verbessern. Ich wies darauf hin, daß ein Spitz seiner lobwürdigen Wachsamkeit wegen ein unruhiger Hausgenosse sei und daß ich das Klaffen nicht vertragen könne. Das war gefehlt! „Da haben wir's,“ sagte meine Frau. „Männer sind immer krasse Egoisten. Weil dich das Bellen stört, soll ich mich in der leeren Wohnung ängstigen! Aber es hilft dir nicht. Ich habe mich bereits nach einem Zwergspitz umgesehen und hoffe einen zu bekommen.“ Ich versuchte zu beruhigen. Ich bekannte mich als leidenschaftlichen Hundefreund, glaubte jedoch durch diplomatische Künste die Richtung der Wünsche meiner Frau in ein mir angenehmeres Gleis lenken zu können. Ich begann deshalb, die Tugenden der Rasse zu preisen. „So ein Käzchen,“ sagte ich, „ist eigentlich viel lustiger als ein Hund. Und viel anspruchsloser. Man braucht es nicht zur Sauberkeit zu erziehen, wenn man ihm nur ein Kästchen mit Sand hinstellt. Es ist anschniegig und dennoch sehr stolz. Es spielt für sich allein und ist nicht traurig, wenn man ausgeht, denn es hängt am Hause. Es wird dir sicherlich Spaß machen. Vielleicht fängt es sogar die Schwaben, die dich immer wieder in der Küche ärgern. Und wenn du ganz vornehm sein willst, schaffst du dir eine weiße Angorafähe an. Die sieht so dekorativ aus, daß sich selbst Filmdiven damit photographieren lassen.“ Selbstverständlich widersprach meine Frau. Ein Tier, das mehr am Hause als an ihr selber hänge, sei nicht das Richtige, und die Rasse sei nun mal falsch und freße Vögel und fräse. Ich gab meine Befehlsversuche auf und machte mich auf den klaffenden Spitz gefaßt.

Nach ein paar Tagen telephonierte mir meine Frau ins Geschäft: „Du, dein Wunsch ist erfüllt, ich habe ein reizendes weißes Angorafähen gekauft. Sie liegt in einem Körbchen und heißt Suleika.“

Es war wirklich ein Käzchen, noch ganz jung und klein und leider recht schwächlich. Die Trennung von der Mutter und ihren Spielgefährten griff Suleika körperlich und seelisch an. Sie wurde krank. Sie mußte Bouillon aus Hammelfleisch mit Reis trinken. Sie mußte in einem Körbchen zum Arzt gebracht werden, und es war fast unmöglich, ihr die vorgeschriebene Medizin einzusüßeln. Sie war so elend, nur noch ein Bündel Knochen in einem schäbigen Pelz, daß wir sie beinahe aufgaben. Endlich bewährte sie die Zähigkeit ihres Rassegeschlechts und sie begann sich zu erholen. Da traf sie ein neuer Kummer. Eines Tages saß in einem zweiten Körbchen ein drolliger brauner Wollbär; es war der Zwergspitz Wiedu. Er war aus Stuttgart besorgt worden, und wir konnten ihn nicht gut ablehnen. Suleika war empört. So schwach sie war: sie zog einen Buckel und pfauchte den neuen Ankömmling an. Aber schon am zweiten Tage hatte sie seine Harmlosigkeit erkannt, und der Friede war besiegelt, als sie am dritten Tage mit ihm aus demselben Schüsselchen fraß.

Die beiden Tiere wuchsen als gute Spielgefährten auf. Suleika entwickelte sich zu einer ihres stolzen Namens würdigen Prinzessin. Sie benahm sich bedeutend vornehmer als der Spitz, der neben ihr wie ein kleiner Prolet wirkte, so daß

wir eine Weile versucht waren, ihn Pinkus zu rufen. Ja, ein geschmackloser Bekannter hatte die Kühnheit, ihn mit einem Warzenschwein zu vergleichen. Wir vertreiben seit dieser Zeit nicht mehr mit diesem rohen Gesellen.

\*

Auch Prinzessinnen hegen den Wunsch zu heiraten, und Suleika äußerte diesen Wunsch auf eine sehr verständliche Weise. Meine Frau triumphierte. „Da hast du's,“ sagte sie. „Käzen sind ja nach deiner Angabe von lautloser Stille.“ Wir sorgten für einen würdigen Gemahl, und nach neun Wochen richtete sich Suleika sorgsam ein Nest. Wir hatten ihr allerlei Lappen und Decken dafür zurechtgelegt. Eines schönen Tages war sie Mutter von zwei weißen Würstchen, die sie sorgsam beleckte und musterhaft sauber hielt. Wiedu bewährte sich als guter Freund der neuen kleinen Familie. Er bewachte eifersüchtig die Wochenstube und schleppte als Patengeschenk einen tüchtigen Knochen herbei. Die Kleinen konnten so wenig damit anfangen wie neugeborene Kinder mit den üblichen Serviettenringen. Aber man sah doch die Liebe.

So haben wir jetzt eine Käzenfamilie und finden die Tiere bezaubernd. Die ganze Wohnung gehört ihnen! Daran mußte man sich gewöhnen. Es war unvorsichtig, leichte Vasen auf gedeckte Tische zu stellen. Denn mit der Decke fiel auch das Glas. Aber sonst waren sie gewandt genug, nichts zu beschädigen. Vorsichtig wandelten sie zwischen dem Kleintisch auf Schreibtisch und Kommode herum. Gern zupften sie an Blumen und waren so innig, uns gelegentlich eine Blüte aufs Bett zu legen.

Unsere Freunde sind nicht alle von den drei weißen Damen mit den rosa Schnäuzchen begeistert. Gewöhnlich nehmen sie von den Sesseln ein paar Haare mit, und sie veräumen nicht darauf hinzuweisen, daß sie die Möbelbezüge zerkratzen und daß die Vorhänge nicht besser werden, wenn sie für Kletterpartien benutzt werden. Wir sagen uns: Was schadet das? Mögen sich unsere Erben neue Vorhänge kaufen und die Möbel frisch beziehen lassen!

\*

Als die Kleinen noch jung waren, suchten wir nach Namen. Wir lasen Tausendundeine Nacht, den Diwan und Mirza-Schaffy und dachten an Suleima, Fatime, Gülnare und andere fürstliche Klänge. Es war überflüssig. Sie heißen jetzt, viel echter, die Dide und die Zärtliche. Sie haben uns noch keinen Kummer bereitet, es sei denn, daß wir einmal einen Spaß aus den Krallen der Dicken befreien mußten. Er stellte sich ein Weilchen tot und flog dann, um eine Lehre reicher, davon. Einen Tag lang waren wir empört. Aber dann war Martini, und wir aßen nach altem Brauch eine Gans und kamen uns nicht besser vor als die genäßigte Jägerin. Sie selbst spürte keinerlei Gewissensbisse.

Alle drei haben Charakter. Wenn wir sie allein lassen müssen, machen sie nicht ein so zu Tode betrübt Gesicht wie Wiedu, der treue Spitz. Aber als wir neulich einen Wochenendausflug machten, nicht ohne für die ausreichende Anzahl von Freßnapfen und Sandkästen gesorgt zu haben, waren sie bei unserer Rückkehr arg verstimmt und zogen sich zwei volle Tage lang unter Sofa und Schrank zurück. Sie wollten uns offenbar für unsere Rücksichtslosigkeit strafen. Wir achteten diese Verstimmung und werden von der neuen Wochenendmode keinen Gebrauch mehr machen.

Es bedarf keiner freundschaftlichen Bestätigung: Wir wissen, daß wir Narren sind. Aber diese Tiere führen uns täglich vor Augen, wie man sich inmitten der großstädtischen Zivilisation ein Stück ungebrochener Natur erhält. Und manchmal fühlen wir ein Bedauern, daß wir nicht so frei, so unbekümmert, so sorglos durchs Leben wandeln wie Familie Suleika. Bedenklich ist nur das eine: wenn die Prinzessinnen sich verheiraten. — Die Wohnungsnot!





# Feuerwehrheim und Feuerweherschule Bahrendorf. Von Ernst Herford.

„Das Schloß der schönen Frauen“ wird in einem Aufsatz dieser Nummer Wilhelmsthal genannt. Schloß Bahrendorf bei Beeskow, von dem hier erzählt werden soll, kann mit voller Berechtigung das „Schloß der tapferen Männer“ heißen.



Unterricht an verstellbaren Leitern. (Photothek.)

Beeskow, im märkischen Sand an der Spree gelegen, ist Kreisstadt des brandenburgischen Kreises Beeskow-Storkow. So hießen einst zwei adlige Herrschaften, die zur Lausitz gehörten, dann an Kursachsen, später an den Bischof von Lebus verpfändet waren und die schließlich im Jahre 1556 durch Kauf an Brandenburg kamen. Das Städtchen Beeskow, in dessen Mitte die schöne Marienkirche steht, ist weit über 600 Jahre alt und hat heute etwa 5000 Einwohner. Es ist still und friedlich in seinen Gassen. Hühner laufen umher. Ein paar rührige landwirtschaftliche Maschinenfabriken spielen Industrie. Und natürlich gibt es auch ein Finanzamt. Abends sitzen die alten Leute vor den Haustüren.

In der Nähe der märkischen Kleinstadt aber liegt das Aeronautische Institut Lindenberg des Berliner Meteorologischen Instituts und das Schloß Bahrendorf, ein alter Herrensitz, der jetzt Feuerweherschule und zugleich Ferienheim für die brandenburgischen Feuerwehren geworden ist.

Das Schloß liegt in einem prächtigen Park, ein gradliniger zweistöckiger Bau mit hoher Doppeltreppe vor dem Haupteingang und mit einem kleinen runden Turm zur Seite. In den gepflegten gärtnerischen Anlagen unter hohen Ulmen und Akazien erholen sich nun die braven Männer im dunkelblauen Rock von den vielen Anstrengungen ihres gefährlichen Berufs. In den größeren Räumen des Schlosses sind die Lehrsäle der Feuerweherschule untergebracht, in denen die Kurse zur Weiterbildung der Wehrleute stattfinden.



Abendunterhaltung im Musikzimmer. (Photothek.)

Es ist nicht wenig, was da gelehrt und gelernt wird. Die Organisation und die Hilfsmittel des modernen Feuerlöschwesens sind sehr vielseitig.

Die meisten freiwilligen und Pflichtfeuerwehren gliedern sich in die drei Abteilungen der Steiger, der Spritzenmänner und der Ordnungsmänner. Die Steiger bedienen Leitern und Rettungsgeräte, sie gehen als Rohrführer zuerst gegen das Feuer vor, besorgen die Rettung von Mensch, Tier und Dingen und das etwa nötige Einreißen von Gebäudeteilen. Die Spritzenmänner bedienen alle Geräte und Einrichtungen der Wasserbeschaffung. Die Ordnungsmannschaft hat für Ordnung auf der Brandstätte, für Absperrungen und für Aufräumarbeiten zu sorgen. Dazu kommt eine Sanitätsabteilung für erste Hilfeleistung bei Unglücksfällen.

Bei den Berufsfeuerwehren werden alle Mannschaften in jeder dieser vier Dienstarten ausgebildet.

Der Dienst an den Geräten und Maschinen des Feuerlöschwesens, ihre Konstruktion, die Beschaffenheit der automatischen und Fernruf-Feuermelder, die Taktik der Brandbekämpfung, Rettungswesen und erste Hilfeleistung, dies alles ist Unterrichtsstoff in Bahrendorf. Auch die Geschichte des Feuerlöschwesens: ein hohes Lied vom braven Mann.

Sie beginnt in uralter Zeit, denn schon 2000 Jahre v. Chr. finden sich Spuren eines geordneten Löschdienstes bei den Ägyptern. Das alte Rom hatte zu Augustus' Zeiten eine kaiserliche Berufsfeuerwehr von 7000 Mann, daneben mehrere Privatfeuerwehren.

In unserem Vaterlande gehen die Anfänge von Feuerlöschordnungen nur bis auf das 13. Jahrhundert zurück. Seit-



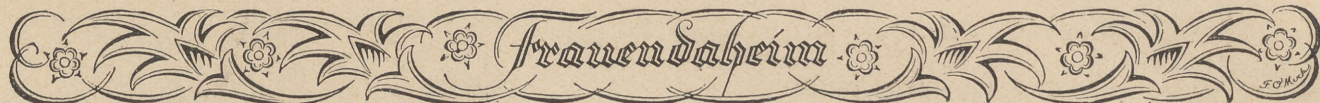
Erläuterung einer Feuermeldungsanlage. (Photothek.)

dem hat es vier Abschnitte in der Entwicklung unseres Feuerwesens gegeben: den ersten bis zur Einführung der Feuerpritze im 15. Jahrhundert, den zweiten bis zur Erfindung von Druckschlauch, Saugschlauch und Windkessel im Jahre 1655, den dritten bis zur Gründung der ersten, freiwilligen Feuerwehr in Meissen im Jahre 1841.

Die freiwilligen Wehren haben sich zu Verbänden zusammengeschlossen. Sie sind vereinigt im Reichsfeuerwehrverband. Der Brandenburgische Provinzialfeuerwehrverband hat jetzt anlässlich seines 50jährigen Bestehens Schule und Heim Bahrendorf eingerichtet.

Trotz ihrer aufopfernden Taten blieben die Feuerwehren bei der Unterstützung verunglückter Kameraden und der Versorgung von Hinterbliebenen anfangs auf sich selbst angewiesen. Heute werden in den meisten deutschen Ländern aus Staatsmitteln Zuschüsse geleistet. Auch die größeren Städte beteiligten sich bei der Versorgung geschädigter Angehöriger der freiwilligen Wehren und bei der Unterstützung von Hinterbliebenen. In Bayern besteht eine Hilfskasse, die aus Mitteln der Feuerversicherung erhalten wird. Die Selbstbesteuerung der Wehren zu Versorgungszwecken hatte bereits Erfolg, als die großen Verbände entstanden waren und ihrerseits Kassen und Erholungsheime errichteten, wie jetzt das schöne Heim in Bahrendorf bei Beeskow, das „Schloß der tapferen Männer“.





Verschleißt nur euer Glück im Haus  
Vor Neid und Weltsturmtofen.

Es blüht doch überall heraus,  
Wie überhängende Rosen. f. 8.



## Welche Verdienstmöglichkeiten bieten sich der alleinstehenden, nicht vorgebildeten Frau?

Der Nebenberuf der Haus- und Ehefrau. — Einige Vorschläge.

Der Diät-Mittagstisch, ein Heimerwerb.

Für hochgebildete Frauen mit eigener Wohnung ist die Errichtung eines diätetischen Mittagstisches empfehlenswert. Derartige Sonderkost, die hauptsächlich von Zuckerkranken, Magens-, Gallen- und Leberleidenden gesucht ist, wird bei der großen Anzahl dieser Leidenden, besonders der Diabetiker, geschätzt und recht begehrt sein. Um eine solche Krankenernährung zu studieren, kann man einen Sonderkursus in einer Kochschule nehmen, doch ist eine im Kochen erfahrene und darin gewandte Hausfrau auch sehr wohl imstande, an Hand von Spezialkochbüchern für diese Krankheitsdiäten den Küchenzettel und die Herstellung der Gerichte danach einzurichten. Daß diese Krankendiät natürlich höher bezahlt wird als die üblichen Preise eines Privat-Mittagstisches, versteht sich von selbst, denn die benötigten Zutaten, das sorgfältige Zusammenstellen der Speisen und ihre Bereitung erfordern auch besondere Mühe. Hauptsächlich Junggesellen beiderlei Geschlechts, die eine durch ihr Leiden bedingte Sonderkost im Familienheim entbehren müssen, und denen das für die Allgemeinheit gekochte Gasthausessen unzutraglich ist, werden dankbare Gäste eines diäten Privatmittagstisches sein.

Eine Anzeige im Lokalblatt und persönliche Empfehlungen werden den Diät-Mittagstisch im Privathaus bekannt machen helfen.

Frida Baumgarten.

### Das Tier-Pensionat.

Das „Tier-Pensionat“ kann zu einer einträglichen Existenz ausgebaut werden. Wer hätte nicht schon selbst vor Antritt einer Erholungs- oder Berufsreise als Tierbesitzer vor der Frage: „Was wird aus meinem Hausgenossen?“ gestanden. Bald werden gute Freunde, bald „getreue Nachbarn“, Verwandte und Bekannte in Erwägung gezogen, um wieder verworfen zu werden. Denn wenn die oben Genannten das verwaiste Tier auf längere oder kürzere Zeit in Obhut nehmen, so bleibt doch für den Tierbesitzer immer noch die drückende Frage ungelöst: „Wie veranchiere ich mich?“ Wenn auch von der Gegenseite, also von den provisorischen Pflegeltern, dieser Freundschaftsdienst gern erwiesen wird, wie diese immer wieder zur Beruhigung versichern, so wird doch der andere Teil trotzdem immer in seiner Schuld verbleiben.

Aus dieser Verlegenheit vermag nur die Tierpflegerin zu helfen, die als solche „herrenlose“ Hunde, Katzen, Papageien, Singvögel, Aquarien usw. in Pension nimmt. Mit den Gewohnheiten und dem „Speisezettel“ der ihr übergebenen Tiere bekanntgemacht, stellt die Pflegemutter ihrerseits ihre Forderungen für Verpflegung usw. und erfreut sich einer ständig fließenden Einnahmequelle, da sie natürlich auch außer der eigentlichen Reisezeit Tierpensionäre aufnimmt. Durch Weiterempfehlung zufriedener Kunden kann sich das Tier-Pensionat zu einem stark gefragten Unternehmen auswachsen. Später können vielleicht Angestellte beschäftigt werden, so daß die Inhaberin des Tier-Pensionats nur noch als Leiterin tätig ist.

Es ist empfehlenswert, durch eine geschickt aufgesetzte Anzeige in einer Tageszeitung oder Zeitschrift auf sich aufmerksam zu machen, in der die Art der gesuchten Tätigkeit mit kurzen Worten angedeutet ist.

Bera Thielemann

### Die Geflügelfarm.

Außer der Liebe zur ländlichen Stille und zu den Tieren gehört für den Anfang allerdings Kapital dazu. Ein Nutzgeflügelhof gewährleistet aber ein gutes Einkommen und bringt darüber hinaus auch dem Reich Vorteil. Über 200 Millionen Mark guten deutschen Geldes gehen alljährlich für Eier ins Ausland! Das wäre nicht nötig, wenn vermehrtes Interesse für die Anlage von Nutzgeflügelhöfen bestände. Die Landfrau bringt es meistens nicht über 100 Legehühner und hat deswegen bereits oft einen schweren Kampf mit ihrem Gatten um die Futterfrage und anderes auszusechten; denn ein Sprichwort der Landwirte sagt: „Wer sich ruinieren will und weiß nicht wie, der halte sich viel Federvieh.“ Dies ist aber nur der Fall, wenn man die Sache nicht streng überlegt anpackt und sie nicht rein geschäftlich aufzieht. Auch die Möglichkeit einer Fachausbildung ist gegeben; aber die Gefahr liegt nahe, daß nun wieder eine förmliche Schachtelung dieser Berufsart einsetzt, die jede freie Betätigung stark hindert.

Die Züchterei mag ein Kapitel für sich bleiben; denn meistens geschieht sie auf Kosten der Nuthaltung, letztere ist als Erwerb jedoch vorzuziehen.

Halbstämmige Obstbäume, auf dem Auslauf angepflanzt,

werfen mit den Jahren ebenfalls gute Erträge ab, so daß den Frauen eine gesicherte gute Existenzmöglichkeit gegeben ist.

Anna Radowst-Didzun.

### Die Haushälterin außer dem Hause.

Diesen Beruf hat das praktische Amerika geschaffen. Als „Lady visiting housekeeper“ oder Stellvertreterin der Hausfrau im Umherziehen, stellen sich jenseits des Ozeans gebildete Frauen des Mittelstandes, auch Hausfrauen oder alleinstehende Frauen, die selbst nur eine kleine Wirtschafft zu versorgen haben, den außerhäuslich berufstätigen Wirtschweibern gegen ein wöchentliches oder monatliches Fixum oder Gehalt zur Verfügung, um täglich entweder nur auf einige Stunden oder während des halben Tages den „frauenlosen“ Haushalt zu leiten.

Die „Lady visiting“ erscheint frühmorgens mit einer von ihr selbst gehaltenen bzw. gemieteten und von ihr bezahlten Reinemacherin, Stundenfrau oder Aufwartung, und während letztere unter ihrer Aufsicht alle groben Arbeiten wie: Zimmerreinigen, Aufwaschen, Fensterputzen usw. erledigt, übernimmt sie alle jene Arbeiten, die sonst von der Hausfrau selbst erledigt würden wie: Beschaffen der wichtigsten Lebensmittel, Vorbereiten der Hauptmahlzeiten, teilweise sogar selbständiges Kochen, so daß die heimkehrende Berufsfrau diese nur „aufzuwärmen“ und tischfertig zu machen braucht. Ferner übernimmt sie das Plätten der Fein- und Glanzwäsche, Ausbessern, Flick- und Stopfarbeiten, die Pflege der Blumen und ähnliches mehr, worauf sie nach getaner Arbeit mit ihrer „Unterhilfe“ das Tätigkeitsfeld wieder verläßt, um nun in ihrem eigenen Heim oder in einem anderen Kunden-Haushalt ihr Amt als Hausfrau anzutreten.

Nach einem genau festgelegten Plan, also nach vorheriger Vereinbarung mit den einzelnen Hausfrauen, erledigt sie auf diese Weise an einem Tage zwei bis drei „frauenlose“ Haushaltungen, eine Tätigkeit, die es ihr ermöglicht, in den arbeitsfreien übrigen Tagesstunden ihr eigener Herr zu sein.

Dieser neue Frauenberuf bedingt allerdings gegenseitiges Vertrauen, denn da die Haushälterin in Abwesenheit der Wohnungsinhaberin ihre Räume betritt, bekommt sie auch die Schlüssel in die Hände. Und da sie, ausgestattet mit der Vollmacht der jeweilig vertretenen Hausfrau, auch gewissermaßen „Rechte“ hat, so gesteht sich bald zu der materiellen die unerlässliche innere Befriedigung, die ihr die Ausübung dieses neuen Berufes lieb und wert macht. B. Th.

### Die Vertrauensdame des Einzelhandels.

Der sogenannte „Dienst am Kunden“ steht heute im Einzelhandel obenan, er wird als wichtigstes und wirksamstes Werbemittel im schweren Kampf um die Gunst des Publikums angesehen. Darin legen viele große Firmen, vorzüglich solche mit zahlreichen Filialen, aber auch große Warenhäuser, großen Wert darauf, daß ihre Angestellten, neben der Kontrolle, die durch ihr eigenes Aufsichtspersonal vorgenommen wird, noch von scheinbar Außenstehenden in regelmäßigen Zeitabständen auf ihre Tugenden und Untugenden hin überwacht werden. Sie sichern sich zu diesem Zweck Vertrauensdamen, deren private Stellung vollste Objektivität verbürgt. Die Vertrauensdame betritt als „harmlose“ Verkäuferin den Laden und beobachtet scharf. Ihr Hauptaugenmerk richtet sich auf das, was ihr vom Standpunkt der Kundin aus mißfällt oder anderen in gleicher Lage mißfallen könnte. (Oft wird sie von der Direktion von Fall zu Fall besondere Tips bekommen.) Natürlich kauft sie auch — falls kein Eigenbedarf vorliegt, gibt sie die Ware später wieder bei der Leitung der Firma zurück, worauf diese ihr natürlich das verauslagte Geld zurückerstattet.

Dann zu Hause angekommen, arbeitet die Vertrauensdame einen ausführlichen schriftlichen Bericht über ihren Ladenbesuch aus, um in der nächsten Woche eine andere Filiale oder Firma oder eine andere Abteilung des Warenhauses zu überprüfen. Worauf hat nun diese Defektivin im Kleinen ihr Augenmerk, zu richten, was will man von ihr wissen? In erster Linie natürlich, ob die jungen Mädchen sauber und ordentlich fliegekleidet und frisiert waren (keine Hände!) ob sie sich kamm. Ja, durch auch nicht störenderweise mit den Kolleginmädchen sind hielten, ob der Laden selbst einen sauberen, aufgeräde . . . Sie druck machte (dies z. B. rechtzeitig genug am frühres Kleid — wenn das Geschäft gerade einzusetzen beginnt). Denn sie ha-trauensdame wird also ihre Prüfungsgänge auf beschattet und denen Tageszeiten verteilen.

Gisela ist. Detta.



## Die kalte Ecke.

Das Eckzimmer ist oft der beliebteste Raum der ganzen Wohnung, wenigstens im Sommer; denn es hat den Vorzug, hell zu sein und durch mindestens die eine Fensterwand erfreut uns belebende Sonne. Steht aber das Haus frei, so ist gerade dieser freundliche Raum im Winter kaum zu genießen. Es zieht, und nur in unmittelbarer Nähe des Ofens ist es auszuhalten. Wir haben auch solch ein helles, schönes Eckzimmer, an dem man nur im Sommer eine reine Freude hatte. Sobald der Winter nahte, zog man sich betrübt in ein kleineres, dunkleres Zimmer zurück. Wie sehnt man sich aber gerade während der dunklen Jahreszeit nach Licht und Sonne! Doch der große Kachelofen verschlang Unmengen von Heizmaterial, ohne eine erträgliche Temperatur im Eckzimmer schaffen zu können. Wir sann auf Abhilfe und Schutz. Der Vorschlag, die Wände mit Holz zu verkleiden, wäre wohl brauchbar gewesen, aber zu kostspielig. So befolgten wir den Rat eines praktischen alten Tapezierers. Die beiden Außenwände wurden von oben bis unten mit zehn Schichten Zeitungspapier ausgekleidet, und zwar in der Art, daß zuerst fünf Bogen übereinander mit kleinen blauen Tapetennägeln möglichst glatt befestigt wurden. Bei der zweiten Lage von ebenfalls fünf Bogen wurde darauf geachtet, daß die Mitte der Bogen genau auf die Nähte der unteren Lage zu liegen kam. Einfacher Jutespannstoff in warmen, dunklen Tönen kostet in 2 m Breite nur 1,70 M pro Meter. Es ist also erschwänglich, die Wände mit ihm zu überspannen und macht sich bald durch die große Ersparnis an Heizmaterial bezahlt. Die Ränder muß eine schmale Holzleiste decken, die in Naturfarbe schon für 0,15 M je Meter zu haben ist.

Bekanntlich ist Papier ein schlechter Wärmeleiter; außerdem hält nichts so sehr die Kälte ab, als Luftschichten. Für diese ist durch das zehnfach übereinanderliegende Papier gesorgt. Der Spannstoff verleiht dem Raum ein unendlich behagliches Aussehen. Einigermassen geschickte Hände können die Arbeit gut selbst machen und werden viel Freude daran haben. Die Wärme hält sich und wird nicht mehr von außen abgezogen. Die Nachprüfung mit dem Thermometer vor und

nach der Bekleidung der Wände zeigte eine ganz erstaunliche Wirkung.

Sertha Frida.

## Seefisch im neuen Gewande.

Der mit der Zeit fortgeschrittene Lebensmittelhändler kommt der modernen Hausfrau in ihrem Bestreben, mit möglichst geringem Zeit-, Kraft- und Kostenaufwand nahr- und schmackhafte Gerichte herzustellen, entgegen, dadurch, daß er ihr viele Gerichte in beinahe küchenfertigen Zustand liefert.

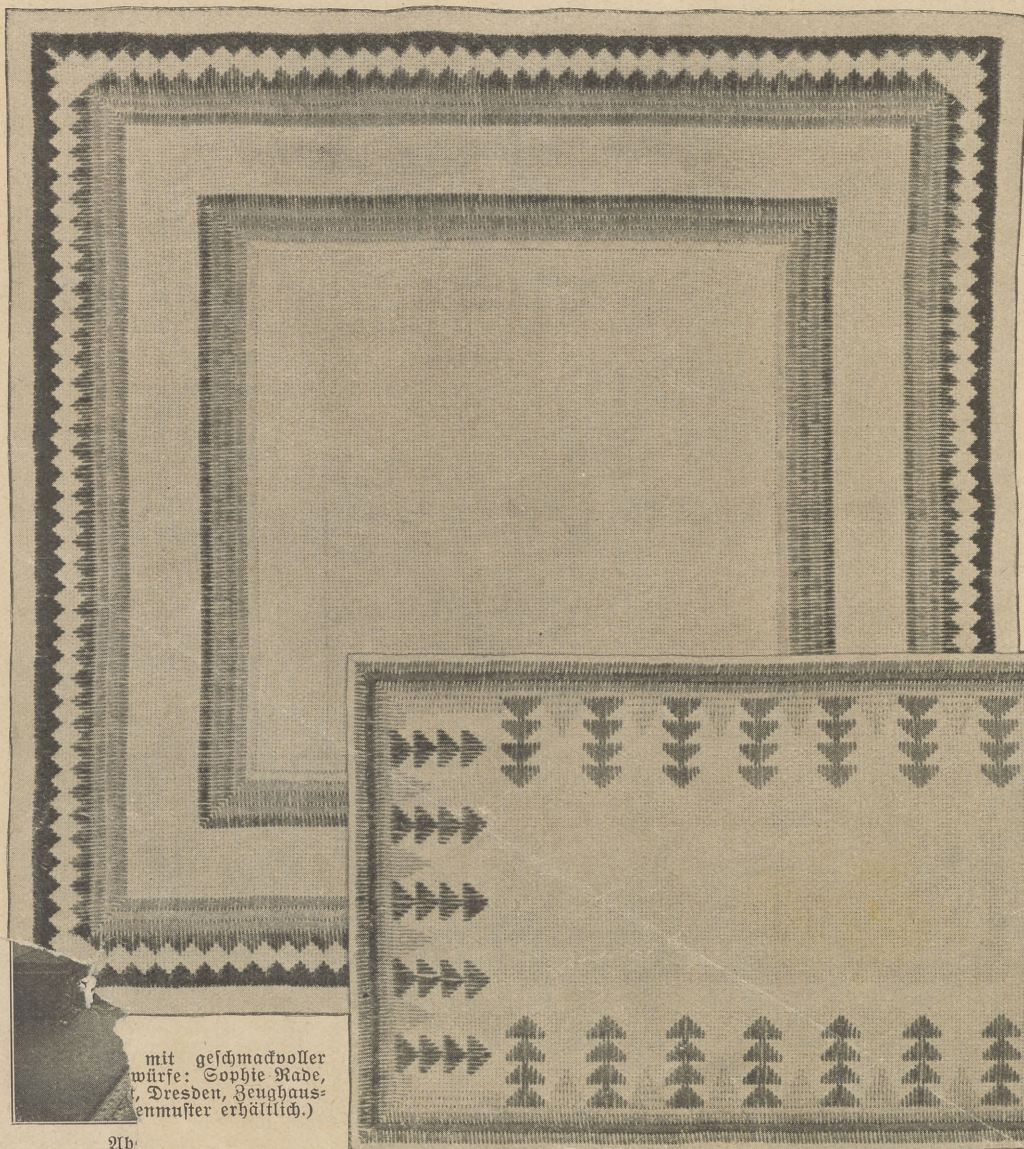
Diesem Zuge der Zeit hat auch der Seefischhändler Rechnung getragen, indem er die Seefische vollkommen küchenfertig in den Handel bringt und zwar geköpft, entgrätet und enthäutet. Diese Fische, und zwar immer ein halbes Pfund Fisch, werden entweder lose in Körben zwischen Eis verpackt oder als sogenannte Portionsstücke zu  $\frac{3}{4}$  bis  $1\frac{1}{4}$  Pfund geschnitten, in Pergamentpapier tütenartig eingewickelt und in Blechdosen von 10, 20 und 30 Pfund Inhalt gelegt. Jede Hausfrau kann also heute von jedem Fischhändler den küchenfertigen Seefisch beziehen. Da sie bei ihm keinerlei Abfall, sondern lediglich das schiere Fleisch erhält, braucht sie nur etwa die Hälfte des Gewichtes, das sie bei unvorbereitetem Fisch benötigt. Sie darf sich aber nun nicht wundern, daß dieses schiere Fleisch etwa doppelt so teuer ist, wie der normale Seefisch. Dafür ist solch ein filettierter Seefisch aber auch wundervoll bequem einzukaufen! Da braucht kein unhandlich langes und leicht durchnässendes Paket heimtransportiert zu werden, sondern man bekommt kleine Päckchen, die man leicht in der Tasche verstauen, mit denen man unbedenklich noch einen Kaffees Besuch machen kann! Daheim fällt die ungewohnte Arbeit und die vielen unangenehme Zubereitung des Fisches fort. Selbstverständlich kommt ein derartiges Fischfilet nicht für das Kochen, sondern nur für das Braten in Betracht, wobei nach den üblichen Kochrezepten zu verfahren ist.

Reichert-Facilides, Korvettenkapitän a. D.

## Zwei Decken mit Stickerei.

Die beiden hübschen Decken sind in weißem Wollstoff gearbeitet. Die untere kommt für ein großes Teebrett in Frage, vielleicht auch für die Nähmaschine oder als Auflage einer Kommode; das uns vorliegende Modell maß  $30 \times 60$  cm. Für einen kleineren, viereckigen Tisch ist die obere Decke bestimmt; ihre Größe betrug 75 cm im Quadrat. — Man achte darauf, beim Einkauf waschechtes Garn zu erhalten. Gestickt wird mit sechsfachem Meridiangarn, doppelt genommen, in sparsamen Flächstich.

Man schneidet die Decke in der gewünschten Größe zu und bricht ringsum einen 7 cm breiten Saum nach rechts um, den man, dem Muster gemäß, umsticht. Für die viereckige Decke waren zwei blaue Töne, sowie drei Schattierungen beige verwendet worden, für die längliche ziegelrot, dunkelgrau und hellgrau.





## Die neuen Hüte

Die Mode hat uns eine gänzlich veränderte Hutform beschert — neben dem großen malerischen Hut, der indessen nur für wenige Gelegenheiten am Nachmittag und Abend in Frage kommt, regiert der denkbar größte Gegensatz die Stunde: die kleine, randlose Kappe. Sie schmiegt sich vollkommen dem Kopfe an, bedeckt die Ohren und gleicht damit mehr einer Haube als einem Hut. Sie läßt auch kein bißchen des ach, schon so kurz gewordenen Haares mehr sehen. (Wer sich noch zum vollen Haarknoten bekennt, kann keine dieser modernen Kopfbedeckungen tragen.) So geschieht es, daß manche Hüte aufs Haar, um im Bilde zu bleiben, den Fliegerkappen gleichen. In Paris nennt man sie nach dem neuen Volkshelden Lindbergh.



## — randlose Kappen.

Filz und Samt — das wie stets den Winter beherrschende Material! Oft zusammen verarbeitet, ebenso oft getrennt für sich. Haarfilz und Pannesamt sind die elegantesten Vertreter ihrer Art! Auffallend ist die Vorliebe für Steppereien. So wird eine an sich schlichte Samtform in geometrischen Mustern durchstept (Abbildung oben). Auf die Blume will man anscheinend auch im Winter nicht ganz verzichten; also schneidet man aus schmiegsamstem Filz Blüten und Blätter zu, die in Form einer Ranke der Kappe aufgesetzt werden (Abbildung unten). Überhaupt der Filz! Er muß sich viel gefallen lassen. Wir finden ihn variiert, geflammt, getigert.



Hut aus Samt in zwei Schattierungen grau, seitlich Perlhuhnfeder. Oben: Kappe aus zusammengefügten, durchgesteppten Samtteilen. Seitlich Garnitur aus Ripsband, das auch rings um den Hutopf gelegt wurde. Sämtliche Aufnahmen: Kiesel, Berlin.

Taubenblaue Samtkappe mit Verzierung von aufgestepptem Band, Ton in Ton. Auch der Rand ist mit Band eingefasst. Unten: Schwarzes, ganz enges Filzhütchen, ohne Rand. An der rechten Seite Ranke aus Filzblumen. Modell: K. Friedländer, Berlin.



Der Eindruck des Aviatikerhelmes wird dadurch verstärkt, daß entweder die Form des Hutkopfes seitlich und rückwärts tief heruntergezogen ist, während vorn der Rand knapp über den Augen abschließt oder daß seitlich Federplatten angebracht sind, die sich schmieghelnd an die Wange schmiegen. Dazu werden Perlhuhn-, Schneehuhn-, Enten- und Hahnenhalsfedern in kunstvoller Verarbeitung verwandt. Auch Straußfederplatten sieht man hier und da. Neben den Federn spielt die Bandgarnitur eine Rolle. Ripsband zu Samt und Samtband zu Filz.

Die Kappen, so hübsch wie sie sind, so kleidsam, wie sie sein können, sind dennoch mit Vorsicht zu genießen. Sie stehen nicht zu jedem Gesicht, sie passen nicht zu jedem Anzug. Sie eignen sich nicht für ein sportliches Jackenkleid oder den Ufrier. Auch nicht für das Jumperkleid, trotzdem man sich etwas Sportlicheres als eine Fliegerhaube kaum denken kann. Ja, vielfältig und verschlungen sind die Wege der Mode. . . Sie verlangen ein garniertes Kleid — und ein rosiges Gesicht. Denn sie haben keinen Rand, der beschattet und ausgleicht, wo auszugleichen ist. Detta.

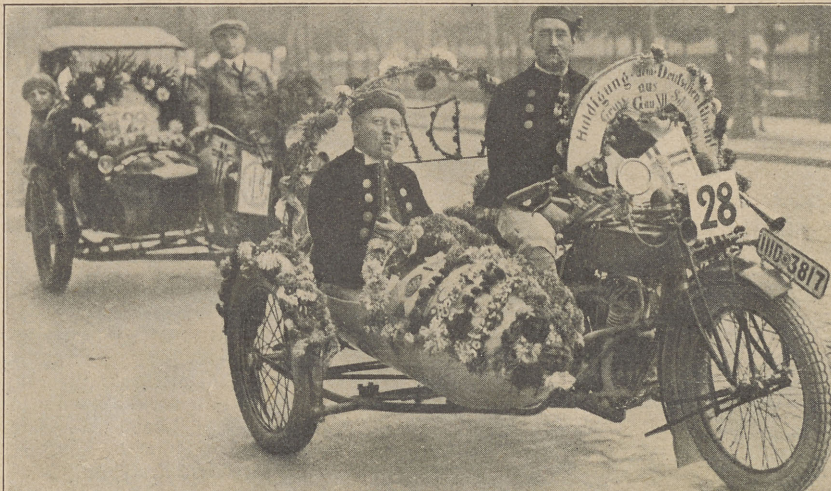




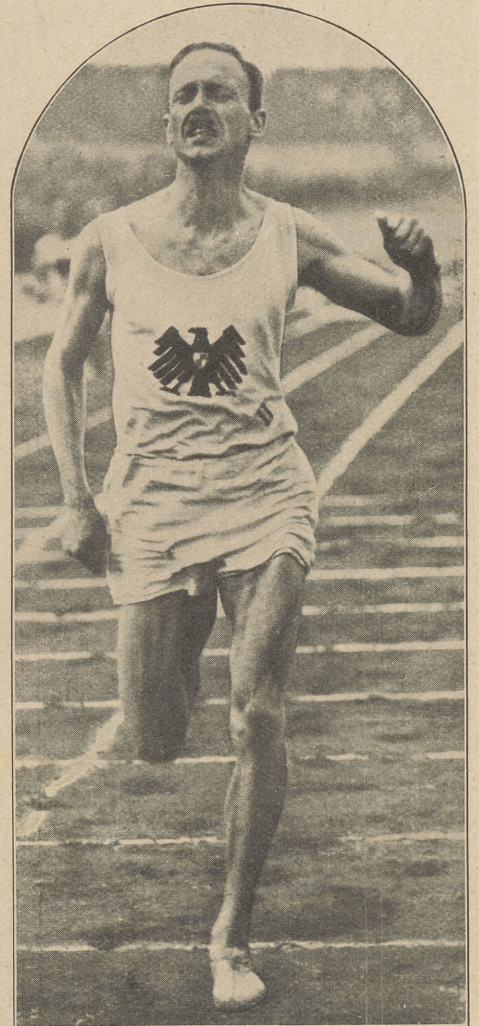
Flottenparade vor dem Reichspräsidenten in der Ostsee. (Deutsche Presse-Photo-Zentrale.)



36. Deutscher Wandertag zu Herborn.  
Knöpplerinnen aus dem Erzgebirge. (Presse-Photo.)

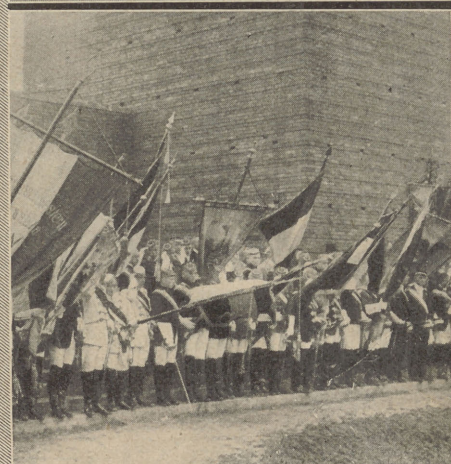
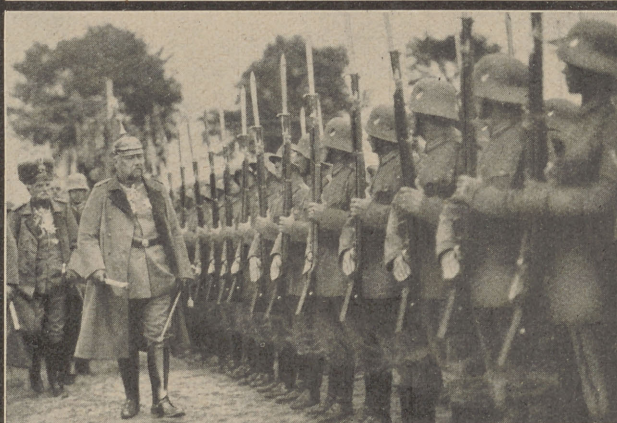
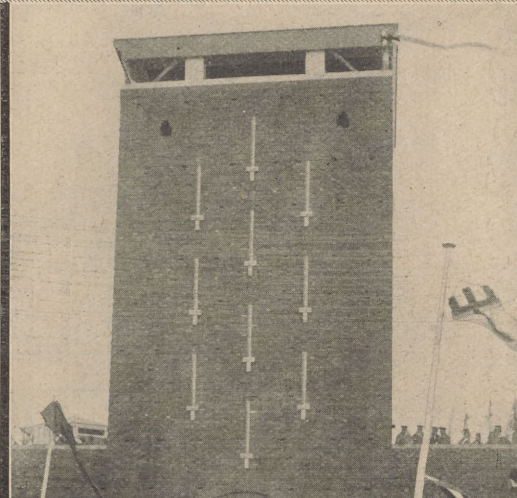
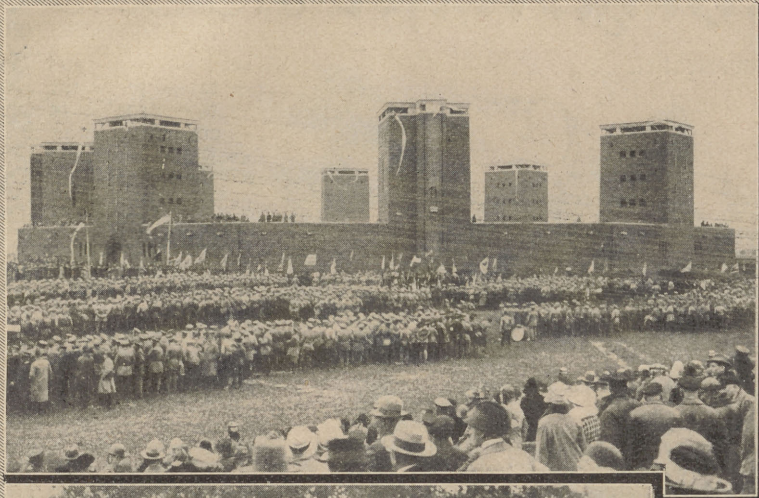


Huldigungsfahrt des Allgemeinen Deutschen Automobilklubs an den Rhein.  
Teilnehmer aus Schwaben in Mainz. (E. Benninghoven.)



Dr. Pelzer,  
der bei den internationalen Pariser Sportkämpfen  
einen neuen Weltrekord aufstellte.



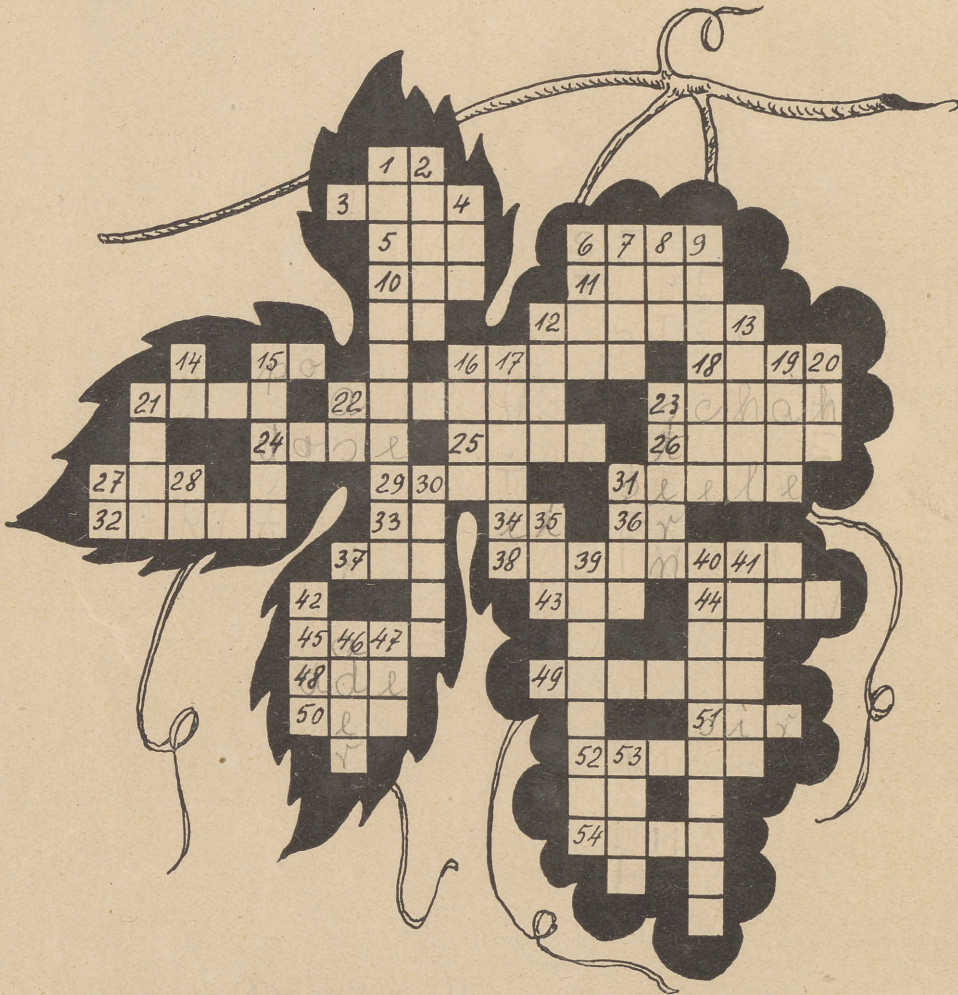


Bilder von der Einweihung des Tannenberg-  
Nationaldenkmals.



# Q u a r t z a h r s r ä t s e

## 1. Kreuzworträtsel.



seau — so — stel  
 — ta — te — the  
 — ti — tros — tu  
 — um — ve — walt  
 — wen — zet sind  
 27 Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: 1. Gartenblume, 2. deutscher Mathematiker, 3. westfälische Industriestadt, 4. deutscher Astronom, 5. Teil des Gottesdienstes, 6. Nibelungenheld, 7. Seevogel, 8. Bühnenwerk von Schiller, 9. italienischer Komponist, 10. biblischer Brief, 11. geographischer Punkt, 12. geographische Linie, 13. Rechtsbeamter, 14. Zufluß der Weser, 15. Wurfscheibe, 16. Stadt in Italien, 17. himmlisches Wesen, 18. französischer Schriftsteller, 19. Musikstück, 20. Bleimittel, 21. schlesisches Heilbad, 22. Kleidungsstück, 23. Frau aus der griechischen Sage, 24. Hauptperson eines Dramas von Hebbel, 25. Oper von Weber, 26. biblische Person, 27. Waffe.

Die ersten und die letzten Buchstaben ergeben, von oben nach unten gelesen, den Beginn einer Herbststrophe von Sturm. (ck = ff.)

Wagerrecht: 1. Flächenmaß, 3. arabisches Königreich, 5. Mädchenname, 6. Pelzart, 10. Wintersportgerät, 11. Blasinstrument, 12. männlicher Vorname, 15. Fluß in Italien, 16. deutscher Dichter, 18. Segelstange, 21. vulkanisches Gestein, 22. griechische Sagen Gestalt, 23. morgenländischer Fürst, 24. Behälter, 25. Nebenfluß der Donau, 26. Behauptung, 27. Gedichtsart, 29. Nationalökonom, 31. Sitz des Geisteslebens, 32. arabische Hafenstadt, 33. persönliches Fürwort, 34. Nahrungsmittel, 36. persönliches Fürwort, 37. nordische Gottheit, 38. Jungenschrift, 43. Fluß in Afrika, 44. Fischprodukt, 45. Vogel, 48. Scheidegruß, 49. unhöflicher Mensch, 50. rumänische Münze, 51. englische Anrede, 52. Teil eines Ganzen, 54. Mädchenname. — **Sestrecht:** 1. griechischer Philosoph, 2. deutscher Geschichtsschreiber, 4. Hafenanlage, 6. Stütze, 7. Vogel, 8. geistlicher Würdenträger, 9. Nadelbaum, 12. schwedisches Königsgeheiß, 13. biblische Person, 14. ägyptische Gott-

heit, 15. Stadt in Italien, 16. Hülsenfrucht, 17. Delikatesse, 19. Wild, 20. katholisches Sakrament, 21. griechische Sagen Gestalt, 22. Spielkarte, 23. Himmelskörper, 27. Fluß in Sibirien, 28. persönliches Fürwort, 30. Mädchenname, 31. Befestigungsmittel, 35. elektrisches Teilchen, 39. Wissenschaft, 40. deutscher Staatsmann, 41. vom Dichter besungene Phantasieinsel, 42. europäisches Gebirge, 46. Blutgefäß, 47. türkischer Titel, 53. junges Haustier.

## 2. Silbenrätsel.

Aus den Silben: ah — al — an — an — ba — be — bie — chlor — cke — de — de — deck — dig — dis — do — dot — e — en — en — eu — eu — feld — gel — gen — gen — ges — gy — ha — hang — kalk — ke — kreis — kus — lan — le — lei — ler — li — na — ne — ne — nel — nei — ni — ni — no — nord — o — pi — pol — ran — rous — ry —

## 3. Erinnerung.

Wo ich gewelt zur Sommerrast?  
 Drei Worte es befunden.  
 Sobald du sie vereinigt hast,  
 Der Dichter ist gefunden,  
 Als Wort mit anderm Fuß verfeh'n —  
 Der bei der Wellen Schäumen  
 Der Kindheit Land mir ließ entstehn  
 Mit seinen Märchenträumen. N.

## 4. Letztes Blühen.

Eins-zwei! Die Schwalben heimwärts zieh'n;  
 Verblühen ist des Hages Grün;  
 Des Weinlaubs rote Ranken  
 Drei-Vier im Winde schwanken.  
 Doch sieh, welch lieblich Blumenbild  
 Noch grüßt im schweigenden Gefild!  
 Des Ganzes leises Wehen.  
 Haucht es: „Auf Wiedersehen?“ N.

Die Lösungen bitten wir bis zum 15. Oktober an die Schriftleitung des Daheim, Berlin W 50, Tauentzienstraße 7b, gelangen zu lassen und links neben der Briefmarke mit dem Worte „Preisrätsel“ zu kennzeichnen. — Als Preise kommen wieder zehn wertvolle Bücher zur Verteilung.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: H. C. von Bobeltitz in Berlin. Künstlerische Leitung: Siegfried Feil. — Briefe nur: An die Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauentzienstraße 7b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Beiträge steht die Schriftleitung des Daheim nur ein, wenn die für eingeschriebene Briefe erforderlichen deutschen Freimarken beigelegt sind. — Anzeigen: An Welhagen & Lafings Anzeigenverwaltung Abt. Daheim in Leipzig, Hospitalstraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Welhagen & Lafings) in Leipzig. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.